3 1761 08381351 9

UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/palstinajahrbu1919dalm

rient.8
emit. Philol
P

Palästinajahrbuch

des

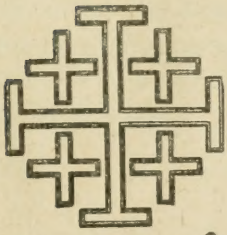
Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem.

Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. D. Gustaf Dalman

Fünfzehnter Jahrgang
(1919)



256363
10/7/31.

Mit 14 Abbildungen

Berlin 1920
Verlegt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Kochstr. 68—71

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Dalman, Das Institut am Kriegsschlusse 1

Arbeiten aus dem Institut.

Dalman, Der Gilgal der Bibel und die Steinkreise Palästinas . . . 5

Gilgal bei Jericho und seine Stätten 5
Der transjordanische Altar und die zwölf Steine im Jordan, auf dem Sinai, Garizim und Karmel 9
Die Gilgalorte in Palästina 12
Malsteine und Steinkreise der Ausgrabungen 13
Die großen Steinkreise im heutigen Palästina 16
Die kleinen Steinkreise als Gräber 19
Die Eingänge der modernen Steinkreise und ihre Parallelen im Altertum 23
Steinscheiben als vermeintliche Sonnensymbole 25

Alt, Inschrift eines Votivaltars in Samach am See Genezareth . . . 27

Dalman, Butter, Dickmilch und Käse im Alten Testament 31

—, Am Totentage auf den Friedhöfen von Aleppo 36

Schmidt, Bernhard, Das Christentum in Palästina und der Krieg. Eindrücke aus es-salt im Lande Gilead, Juli 1918 45

Verödete Kirchen und zerstreute Gemeinden 45
Kriegerische Erlebnisse 53
Die Folgen für die Mission 57
Ihre Zukunftsaufgabe 59

—, An die Enttäuschten 65

Von unseren Ausflügen.

Nestle, Allerhand Nachtquartiere 68

1. Beim Dorfschulmeister in et ṭaijibe 68
2. In der Herberge von zakarīa 72
3. An der Quelle von Engedi 75

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelbild. Das Stoßen des Butterschlauchs bei den ʿAdwān-Beduinen auf den Steppen Moabs (S. 33). Aufnahme von L. Larsson, Jerusalem.

Tafel 1. 1. Die Ruinenstätte bei den Gilgaltamarisken (S. 7). Aufnahme von F. Jeremias (9. 4. 1906) . . .

2. Doppelter Steinkreis am Peorberge (S. 19). Aufnahme von G. Dalman (14. 4. 1908) . . . . .

Tafel 2. 3. Einfacher Steinkreis mit Malstein am Peorberge (S. 20). Aufnahme von G. Dalman (14. 4. 1908) . . .

4. Malstein mit Vorhof bei el-merēṛāt (S. 20). Aufnahme von G. Dalman (16. 3. 1904) . . . . .

} hinter S. 16

Tafel 3. 5. Reihen von Malsteinen bei el-merēṛāt (S. 21). Aufnahme von G. Dalman (16. 3. 1904) . . . . .

6. Schechgrab mit Symbolen der Gastfreundschaft bei libb (S. 22f.). Aufnahme von G. Dalman (1910).

Tafel 4. 7. Lic. Dr. Bernhard Schmidt als Mitarbeiter des Instituts Weihnachten 1913 im Muristanhospiz zu Jerusalem. Aufnahme von Gertrude Schmidt . .

8. Totenklage in Aleppo (S. 43). Aufnahme von Elisabeth Bender (1899) . . . . . .

} = = 44

Tafel 5. 9. Die Stätte des Goliathkampfes im wādi es-samṭ, von Socho (S. 72). Aufnahme von R. Möller (12. 3. 1909)

10. Tell zakarīa und Dorf zakarīa (in der Ferne tell es-ṣāfi) (S. 73). Aufnahme von E. Nestle (12. 3. 1909)

Tafel 6. 11. Das Tote Meer von der Paßhöhe bei Engedi (S. 76f.). Aufnahme von E. Nestle (20. 3. 1909) . . . . .

12. Abstieg der Institutsmitglieder vom Paß von Engedi (S. 77). Aufnahme von Th. Schlatter (25. 3. 1911)

} = = 72

Im Text: Votivaltar in Samach mit Inschrift . . . . . S. 28

Vorwort.

Dieser 15. Jahrgang des Jahrbuches war gesetzt, als der ehrwürdige Chef des Verlages E. S. Mittler & Sohn, Dr. Theodor Toeche-Mittler, am 24. November im 83. Lebensjahre aus dem Leben abgerufen wurde. Das Institut hat Veranlassung, dessen dankbar zu gedenken, daß er in warmem Interesse für Jerusalem, das er besucht hatte, dem Jahrbuch seinen Verlag zur Verfügung stellte, und wünscht seinem Sohn und Nachfolger von Herzen Erfolg und Freude an dieser nun schon 15jährigen Unterstützung der Palästinawissenschaft. Mit dem Verleger dieses Jahrbuches sei auch der anderen gedacht, die während der letzten Jahre uns entrissen wurden:

Dr. Paul Lohmann, 1911 Mitglied des Instituts, gefallen am 15. Juli 1915 bei Iwanie, Galizien.

Abdelwali, mein arabischer Freund, der uns oft über den fauwār-Bach getragen, im wādi fāra Winter 1915/16.

Dr. Edmund Schmidt, Kaiserlicher Generalkonsul in Jerusalem, am 26. März 1916, seine Gemahlin folgte ihm Frühjahr 1919 in Berlin im Tode nach.

Karl Maaß, seit 1899 mein und des Institutes treuer Freund, in Safed am 2. Oktober 1918.

Dr. Gustaf Ribbing, schwedischer Missionsarzt in Bethlehem, 1908 Reisegefährte des Instituts, in Gothenburg am 11. Oktober 1918.

Lic. Dr. Bernhard Schmidt, 1914 Mitarbeiter des Instituts, in Aleppo am 13. Oktober 1918.

Baurat S. J. Marx, 1910 Reisegefährte des Instituts, der den Bauplan für sein Zukunftsheim geschaffen hat, am 7. Januar 1919 in Hügel, Rheinland.

Sanitätsrat Dr. Einsler, in Jerusalem am 28. April 1919.

Wie mannigfache Erinnerungen sind an alle uns Entrissenen geknüpft! Wertvolle Beratung, liebenswürdige Gastfreundschaft, treue Mitarbeit und anregende Reisegenossenschaft haben sie dem Institut und mir gewidmet. Das soll ihnen unvergessen sein. Allen aber, die uns noch blieben, im Heiligen Lande, in ägyptischer und englischer Gefangenschaft, in Schweden, Dänemark, Holland, und vor allem in der deutschen Heimat, einen herzlichen Gruß. Sursum corda!

Greifswald, Arndtstraße 31,
am 1. Advent 1919.

Gustaf Dalman.

Das Institut am Kriegsschlusse.

Von Professor Dalman.

So vieles auch der Krieg zerstört hat und manches so, daß kein Wiedererstehen möglich ist, das Deutsche evangelische Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes ist bisher nicht zerstört worden. Seine Bibliothek und seine Sammlungen stehen am alten Ort und warten der deutschen Theologen, die sie benutzen und zum Mittelpunkt ihrer Schau des Heiligen Landes machen. Ein Baufonds für ein Eigenheim des Instituts ist vorhanden, der am Schluß des Rechnungsjahres 1915/16 auf 156359,55 M. gestiegen war und jetzt wohl gegen 175000 M. beträgt. Dazu kommt ein Vermögensbestand der Stiftung von 30334,30 M. im Jahre 1916, der jetzt etwa 45000 M. betragen dürfte. Das Institut ist fester begründet, als es am Anfange seines Bestehens war, und es hat in seinen früheren Mitgliedern, deren treue Anhänglichkeit sich im Kriege erprobt hat, eine ansehnliche Schar treuer Freunde, welche bezeugen, daß das Land der Propheten, der Psalmisten und Jesu nicht vergeblich besucht wird, und daß die dort getriebene Forschung der Kirche, dem Evangelium und der Wissenschaft dient. Wenn die deutsche evangelische Kirche es will, wird das Institut, wenn auch vielleicht in etwas eingeschränkter Gestalt, seine palästinische Arbeit wieder aufnehmen. Nicht von außen her dürften die Hindernisse kommen. Es wäre ein wichtiges Zeichen der Selbstermannung, die jetzt unsere erste Pflicht ist, wenn zähe Energie alle bei uns etwa auftauchenden Hemmnisse überwinden würde. Die katholische Görres-Gesellschaft wird ohne Zweifel Wege finden, ihre palästinische Station wieder erstehen zu lassen. Dann darf die evangelische Kirche nicht hinter ihr zurückbleiben. Es wäre etwas Großes, wenn in Jerusalem neben den Instituten der Engländer, Amerikaner und Franzosen auch die deutsche Palästinaarbeit wieder auflebte und die vereinende Kraft des Heiligen Landes zum erstenmal wieder eine Gemeinsamkeit herstellte, die

jetzt wie eine verklungene Sage erscheint, aber doch eine Tatsache war und wieder werden muß. Ich weiß auch, daß in den nordischen Kirchen und Hochschulen der Wunsch nicht erloschen ist, daß das Institut der deutschen Kirche auch nordischen Palästinafreunden wieder Halt und Anregung bieten möge. Es ist ein großer Kreis, dem es dienen darf. Sein wichtiger Dienst muß fortgehen.

Auch die Forschungstätigkeit des Instituts hat nie stille gestanden. Dafür ist ein Beweis dieses Jahrbuch, das dank der Opferfreudigkeit des Verlages, die ein Verdienst um das Institut bedeutet, wieder erscheint. Aber auch manche anderwärts erschienene Arbeit bezeugt dasselbe, vor allem die monumentale Leistung von Karl Schmaltz, Mater Ecclesiarum, die Grabeskirche in Jerusalem, Studien zur Geschichte der kirchlichen Baukunst und Ikonographie in Antike und Mittelalter, Straßburg i. E. 1918. X, 510 S. 4. Zum Osterfeste 1919 verlieh zu meiner Freude die Theologische Fakultät der Universität Greifswald dem Verfasser die Würde eines Ehrendoktors der Theologie und der Heiligen Schrift mit dem Elogium, „qui formam monumenti resurrectionis Hierosolymis in loco crucis et sepuleri Domini erecti subtiliter eruit, artis ecclesiasticae scientiam judicio eruditissimo auxit, opere suo ipse monumentum exegit et ecclesia et patria dignissimum". Anregungen und Beobachtungen aus der Zeit des Aufenthalts im Jerusalemer Institut sind hier verwoben mit einer Fülle vielseitiger Untersuchungen auf dem Gebiete des Kirchenbaus und der christlichen Bildkunst, die ebenso den Formen wie dem Inhalt gerecht werden und darum auch für den Geschichtsforscher Bedeutung haben. In sehr anderer Richtung verwandte palästinische Eindrücke Pfarrer Dr. Johannes Jeremias in seinem soeben erschienenen Buche „Der Gottesberg. Ein Beitrag zum Verständnis der biblischen Symbolsprache", Gütersloh 1919. Mit diesem gedankenreichen und anregenden Werke hat der Verfasser in Kiel die theologische Doktorwürde erlangt, zu der wir ihn wie Karl Schmaltz von Herzen beglückwünschen.

Durch die gütige Vermittlung des Deutschen Generalkonsulats in Jerusalem war mir eine Kiste mit einem großen Teile meiner handschriftlichen Aufzeichnungen und Photographien aus Jerusalem zugegangen. Dies gab mir die Möglichkeit, nicht nur aus der Erinnerung heraus, sondern im Anschluß an das an Ort und Stelle Festgestellte meine palästinische Forschertätigkeit fortzusetzen. Das kam vor allem meiner vor 20 Jahren in Aleppo begonnenen umfassenden Arbeit über „Arbeit und Sitte Palästinas" zugute, von welcher der erste Teil hoffentlich bald erscheinen kann. Darin sollen die Beobachtungen der Gegenwart durch die vermittelnde Brücke des umfangreichen Materials in der rabbinischen Literatur

verknüpft werden mit der biblischen Vergangenheit. Der erste Teil wird vom Jahreslauf in Wetter, Vegetation, Wirtschaft und Festsitte reden. Dann sollen Getreidebau, Mahlen und Backen an die Reihe kommen. In anderer Richtung habe ich Erlebtes und Beobachtetes verarbeitet in dem Buche „Orte und Wege Jesu", das 1919 im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh erschien (XVI, 370 S.). Alles Örtliche, das im Leben Jesu vorkommt, wird da zum heutigen und alten Palästina in Beziehung gesetzt. Mir erschien es wie eine Zusammenfassung des Besten, was das Institut in der Vergangenheit seinen Mitgliedern bieten wollte. Möchte die Wirklichkeit des Heiligen Landes darin ebenso erkannt werden wie die Fußspuren dessen, der einst durch seine Anemonen wanderte und auf seinen Bergen betete. Eine Institutsleistung im vollen Inhalt des Wortes war die Arbeit des im Kriege gefallenen Dr. Paul Lohmann, „Archäologisches von en-nebi samwil", welche ich aus seinem Nachlaß in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 1918, S. 117—157 herausgab. Sorgsame Studien an der Stätte des traditionellen Samuelgrabes vom Jahre 1911 sind darin zusammengefaßt.

Sonst sei genannt:

R. Hartmann, Zelt und Lade, Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, 1917/18, S. 209—244.

— Die arabische Frage und das Türkische Reich. Halle a. d. S., Gebauer-Schwetschke, 1919. 31 S.

J. de Groot, Jerusalem ten tijde van Jezus, Stemmen des Tijds VIII, S. 423—454.

— De toekomst van Palestina en de Joden, ebenda S. 160—176.

C. Ebergard, Der Zionsgedanke als Weltidee und als praktische Gegenwartsfrage, Deutsches Komitee zur Förderung der jüdischen Palästinasiedelung, Berlin, 1918, 40 S.

— Zur Flora und Fauna Palästinas, Naturwissenschaftliche Monatshefte 1919, S. 165—170.

— Allerlei Türkisches. Eisleben, Christl. Verein im nördl. Deutschland. 1919. 141 S.

Schmalz, Die drei „mystischen" Christushöhlen der Geburt, der Jüngerweihe und des Grabes, ZDPV 1919, S. 132—165.

Dalman, „Die Grabeskirche in Jerusalem" von Karl Schmalz, besprochen, ebenda S. 166—176.

Alt, Ein Grabstein aus Beersaba, ebenda S. 177—188.

Diese drei Arbeiten als „Studien aus dem Deutschen evangelischen Institut usw., Nr. 30—32.

Thomsen, Die Palästinareise des Benedictus Oxenstiern (1613), a. a. O., S. 194—196.

Windfuhr, Zur heutigen Judenfrage, Hamburgisches Gemeindeblatt 1919, S. 122f., 127f., 132, 135f.

Dalman, Redaktion der Karten zu Strack und Voelter, Biblisches Lesebuch, Ausgabe E, neuer Abdruck der Auflage von 1916, mit alleiniger Erneuerung des Kartenmaterials (1919).

In der Hoffnung, dadurch auch für die Zukunft des Instituts in Jerusalem etwas zu tun, habe ich an der hiesigen Universität Schritte getan für die Begründung eines Palästinainstituts im Rahmen der Theologischen Fakultät. Zu seinen Aufgaben soll es gehören, Studierenden, welche sich um Stipendien des Jerusalemer Instituts beworben haben, zu Vorstudien für den Aufenthalt in Palästina Gelegenheit zu geben. Vorlesungen über Land, Sitte, Altertümer und Sprachen Palästinas, sowie eine Fachbibliothek werden dazu dienen. Außer dem Unterzeichneten haben Professor D. Dr. Procksch und Privatdozent Lic. Hänel ihre Mitwirkung verheißen. Eine Studienstätte soll das neue Institut werden, das zur Forschung an Ort und Stelle in möglichst lebendiger Beziehung steht. Gebe Gott ihm, aber vor allem dem Mittelpunkt deutscher evangelischer Palästinaforschung in Jerusalem Wachstum und Blüte, woraus Früchte reifen für Gottes Reich.

Greifswald, Arndtstraße 31,
den 1. Oktober 1919.

Dalman.

Arbeiten aus dem Institut.

Der Gilgal der Bibel und die Steinkreise Palästinas.

Von Professor Dalman.

Die Bibel erzählt uns, daß die Israeliten bei ihrer Eroberung Palästinas ihr erstes Standquartier diesseits des Jordan in oder bei „dem Gilgal" hatten. Der eine Bericht sagt, daß ein dort befindlicher Hügel die Stätte der Beschneidung Israels wurde und daß der Ort seinen Namen, der sich als „Wälzung" deuten ließ, daher hatte, daß damals die Schmach des Unbeschnittenseins von den Israeliten „abgewälzt" wurde (Jos. 5, 2 f., 8 ff.). Der andere Bericht legt den Nachdruck darauf, daß zwölf im Jordanbett während des Durchgangs aufgehobene Steine auf dem Nacken nach dem Gilgal getragen und dort aufgerichtet wurden, ohne zwischen dem Namen des Orts und diesem Ereignis eine Beziehung herzustellen, die ja nicht im Wälzen der Steine liegen konnte (Jos. 4, 3. 8. 20). Aber man wird nicht zweifeln dürfen, daß solche zwölf Steine während der ganzen israelitischen Königszeit dort vorhanden gewesen sind. Ja, sie tauchen sogar, ob echt oder unecht, in der römischen Zeit wieder auf. Im zweiten Jahrhundert haben die Rabbinen Abba Chalephta, Eleazar ben Mattja und Chananja ben Chakinaj auf oder an ihnen gestanden und gefunden, daß jeder das Maß von 40 Sea habe[1], was nach der jüdischen Tradition[2] dem Inhalt von drei Kubikellen entspricht. Dabei nahm man Veranlassung darüber nachzudenken, wie stark damals die Israeliten waren. Nach Jos. 4, 5 trug ein Mann einen derartigen Stein auf dem Nacken.

[1] Tos. Sot. VIII 6, j. Sot. 21 d, b. Sot. 34 a.

[2] b. Chag. 11 a.

Wie schwer mußte die Traube der Kundschafter gewesen sein, welche nach 4. Mos. 13, 23 nur zwei Männer tragen konnten! Nach dem Zeugnis des Eusebius und Hieronymus waren auch im vierten Jahrhundert dort zwölf Steine zu sehen. Später baute man über ihnen eine Kirche, in der sie Antoninus Placentinus[1] um 570 hinter dem Altar, Arculf[2] ein Jahrhundert nach ihm in zwei Reihen von je sechs rechts und links geschaut hat. Der letztere beschreibt sie in Übereinstimmung mit den Rabbinen als gewaltige, rohe Blöcke, welche zwei starke Männer kaum hätten vom Boden heben können. Auf dem geographischen Mosaik von Madaba besitzen wir sogar eine Abbildung von ihnen. Sie erscheinen da wie eine große Mauer von zweimal sechs viereckigen Steinen vor dem Westgiebel einer kleinen Kirche, womit offenbar sichtbar gemacht werden soll, was sich in Wirklichkeit in der Kirche befand. Vor der Kirche zeigte man übrigens im sechsten Jahrhundert ein Ackerfeld, welches Jesus einst besät haben sollte und das seitdem ohne neue Saat jährlich zwei Ernten gab[3]. Noch 754 besuchte Willibald[4], und 1106 Abt Daniel[5] die Kirche über den Steinen, welche dem Erzengel Michael geweiht war. Dann wurde die Kirche zerstört, und die Nachrichten über die Steine werden unsicher[6]. An der einstigen Tatsächlichkeit der Steine von Gilgal ist nach allem nicht zu zweifeln. Aus ihr folgt aber nicht ihre Herkunft aus dem Bett des Jordan, wo man infolge seiner Mergelnatur wohl kleinere Steine finden konnte, aber doch nicht leicht größere Steinblöcke. Diese geologisch begründete Schwierigkeit hat die Auslegung bisher nicht beachtet. Weil die Ufer des Jordan, auch wo sie steil sind, durchweg aus weicher Masse bestehen, habe ich nie gewagt, über den Fluß zu schwimmen, in der Besorgnis, die Strömung könne mich nach einem Punkte treiben, wo das Hinaufkommen ans Ufer schwierig wäre. Am allerwenigsten ist an Basalt zu denken, der nach Sellin[7] sich im Jordantal häufig finden soll, während er dort unterhalb der mudschami'-Brücke, 85 km von Jericho, völlig fehlt und die nächst gelegene Stelle seines Vorkommens am Ostufer des Toten Meeres bei dem wâdi el-ruwer liegt[8]. Wenn später große Steinblöcke zwischen Jericho und dem Jordan lagen, ist am wahrscheinlichsten, daß sie vom Rand des

[1] Geyer, Itinera Hierosolymitana, S. 201.
[2] Ebenda S. 264 f.
[3] Geyer, Itinera, S. 145, 168 f.
[4] Tobler, Itinera et Descriptiones, S. 263.
[5] ZDPV 1884, S. 36.
[6] Thietmar (Ausg. v. Laurent S. 31) will sie 1217 noch gesehen haben.
[7] Gilgal, S. 24.
[8] Blanckenhorn, Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meer und im Jordantal, S. 234, 240.

judäischen Gebirges dahin gebracht waren. Die in israelitischer Zeit dort befindlichen Steine sind wohl weniger groß gewesen als die späteren, weil sie nach Jos. 4, 5 auf dem Nacken getragen und nicht gewälzt wurden. Aber auch da ist die Frage erlaubt, ob nicht eine Steingruppe am ersten Lagerplatz Israels erst nachträglich zu Denkmälern des wunderbaren Zuges durch den Jordan gemacht worden ist.

Wer jetzt in die Gegend zwischen Jericho und der Taufstelle des Jordan kommt, in welcher die Kirche der zwölf Steine gestanden haben muß, findet 2 1/2 km vom jetzigen Jericho bei einer weithin sichtbaren schönen Gruppe von vier immergrünen Tamarisken (Tamarix articulata), die einzigartig für die ganze Ebene ist, auf einer geringen Bodenerhebung un bedeutende Reste eines völlig unregelmäßigen Gehöftes von 154,50 m Länge und 36 bis 52 m Breite[1], südlich davon, über 50 m abliegend, die Umfassungsmauern eines Teiches von 26 zu 27 m, und weiterhin im Osten 21, im Westen 2 sehr kleine Erdhügel[2]. Hier könnte in der Tat jene Kirche ehemals gestanden haben, obwohl der Grundriß einer Kirche jetzt nicht zu erkennen ist. Die Stelle heißt jetzt bei den Beduinen chirbet en-netele (für el-etele[3]) nach der Tamariskengruppe in ihrer Nähe, der Name Gilgal ist nur in den Hotels von Jericho und bei den Fremdenführern üblich. Deshalb ist die jetzt oft behauptete Erhaltung des alten Namens (so z. B. Kittel bei Kautzsch zu Ri. 3, 19) unzutreffend.

Etwa 20 Minuten weiter südöstlich fand 1865 Tschokke[4] unmittelbar am wadi kelt zwei kleine Hügel, deren einer ihm als tell dscheldschûl bezeichnet wurde. Vor ihm hörte Josef Schwarz schon 1845 (s. Tebuoth ha-arez) von einem Hügel dieser Gegend, welchen die Araber galgala nennen. Diesen Hügel versichert Conder[5] gesehen zu haben, hält aber die Stelle bei den Tamarisken für wahrscheinlicher, deren Teich man ihm 1874 in Jericho, nicht bei den Beduinen, birket dschildschûlie nannte[6]. Aber schon im gleichen Jahre konnte der für solche Untersuchungen sprachlich besser ausgestattete Clermont Ganneau den Namen bei der Bevölkerung der Gegend nicht finden. Er meinte, worin ihm beizustimmen sein wird,

[1] Ich habe im Jahre 1903 eine Aufnahme der Ruinen gemacht. Der Plan von Bliß, PEFQ 1894, S. 181 ff., ist ein künstliches Schema, das mit der Wirklichkeit wenig Ähnlichkeit hat.

[2] PJB 1911, S. 30 f., 1914, S. 12.

[3] Dies ist Bezeichnung einer besonderen Tamariskenart, unterschieden von tarfa, dem gewöhnlichen Namen der Tamariske.

[4] Beiträge zur Topographie der westlichen Jordanaue (1866), S. 28, 37.

[5] Tentwork, S. 202 ff.

[6] PEFQ 1874, S. 36 ff.

daß er nur durch die Fragen der Europäer entstanden sei[1]. Auch jetzt ist er nur da vorhanden, wo man mit Europäern verkehrt. — Ein sonderbares Geschick hatte der von Zschokke gefundene Hügel. Clermont Ganneau, Bliß[2], und Sellin[3] wollten ihn später gesehen haben, während aus ihren Schilderungen hervorgeht, daß sie nur bei en-netele waren. Mir gelang es 1913, Zschokkes Hügel genau an der von ihm beschriebenen Stelle wieder aufzufinden[4]. Das 30 zu 50 m messende, nur 1 m hohe Hügelchen hat den Vorzug, unterhalb seines Fußes im wādi ḳelt eine von Zschokke nicht bemerkte Quelle, ʿēn el-ḳarabe, zu haben, welche 1913 im Bache des Tales verschwand, aber im trockenen Winter von 1914 gesehen werden konnte[5]. Sie ist wichtig, weil sie als die Veranlassung einer, wenn auch sehr kleinen alten Ortslage in ihrer Gegend gelten muß. Der Hügel besteht aus Trümmern, zu deren Ausnutzung man einen Kalkofen darin angelegt hat. In ihm sind gewiß Steine, die früher hier lagen, zu Kalk gebrannt worden. Reste eines Walls und einer Mauer (5 m lang, 1 m dick) schließen auf der Ostseite einen Vorplatz von 20 m Länge ein. Vielleicht sind sie ein Teil der Mauer, die nach Zschokke den ganzen Hügel umgab. Im Nordosten, 44 m entfernt, sieht man die Ruine eines fast quadratischen Baues von etwa $6\frac{1}{2}$ m Seitenlänge. In Verbindung mit ihm steht ein schmaler, etwas gekrümmter Trümmerhügel (25 zu 5 m), offenbar der zweite Hügel Zschokkes. Byzantinische Scherben deuten auf die Bedeutung der Stätte in vorarabischer Zeit. Spuren höheren Alters waren nicht erkennbar. Der ganze Platz, in dessen Nähe sich wie bei en-netele ältere Beduinengräber, benannt ḳubūr ed-dawāris, d. h. „Gräber der Altvorderen", finden, hat keinen eigenen Namen. Man würde ihn am ehesten als chirbet ʿēn el-ḳarabe bezeichnen. Hier, etwa 4 km vom Jordan und ebensoweit von Jericho, könnte sehr wohl das Gilgal der Israeliten gelegen haben, während es nicht angeht, die 2 km davon abliegende Stelle bei en-netele damit zu kombinieren[6]. Von einem Steinkreis gibt es an beiden Stellen keinerlei Spuren. An kleinen Steinen fehlt es nicht, aber vergebens sieht man sich nach größeren Blöcken um. Was einst davon hier war, ist entweder im alluvialen Erdboden verschwunden, oder man hat es zerschlagen und nach Jericho geschleppt, oder endlich zu Kalk gebrannt.

[1] PEFQ S. 170.
[2] PEFQ 1894, S. 181, Art. Gilgal in Hastings, Dict. of the Bible.
[3] MuN des DPV 1899, S. 98.
[4] PJB 1913, S. 21f., vgl. 1911, S. 31.
[5] PJB 1914, S. 12f.
[6] So Holzinger zu Jos. 4, 20.

An dieses Gilgal würde dann auch gehören der sonderbar gestaltete große Altar, den die transjordanischen Stämme zu Josuas Zeit am Jordan errichteten (Jos. 22, 10. 28), und der wahrscheinlich den im Text verschwundenen Namen gal 'ed „Steinhaufen des Zeugnisses“[1] führte, — wenn dieser Altar wirklich westlich vom Jordan gestanden hätte. Aber er befand sich nach Jos. 22, 11 jenseits des Jordans — im gileaditischen Gebiete, was doch das Nächstliegende ist, wenn die diesseitigen Stämme nicht für sich, sondern für die anderen davon Unheil erwarteten. Nicht V. 11, sondern das aus V. 9 in V. 10 wiederholte ascher beéres kenáan, welches die „Umgebung des Jordan“ (gelilot haj-jarden)[2] auf das Westufer beschränkt, ist zu beseitigen. Die Einschaltung wird damit zusammenhängen, daß man bei den gelilot an Gilgal dachte, was ein griechischer Text auch dafür eingesetzt hat. Somit wäre der Ort jenes Altars „am Jordan“ am ehesten auf den steil abfallenden Höhen jenseits der Furt zu suchen, als ein Gegenstück zu Gilgal, aber mit ganz anderer Bedeutung.

Gruppen von zwölf Steinen werden noch viermal im Alten Testament erwähnt. Ganz nahe bei dem Gilgal zeigte man in der israelitischen Zeit im Jordan wohl bei der jetzigen Taufstelle, also bei der zwischen Schittim und Jericho liegenden Furt[3], zwölf Feldsteine und erzählte von ihnen, daß sie da lägen, wo beim Durchzuge der Israeliten zur Zeit Josuas die Füße der Priester standen, welche die Lade Gottes trugen (Jos. 4, 9). Man hat vermutet, sie seien ein Orientierungszeichen in der Furt gewesen. Wenn man für die Zeit, in der sie benutzbar war[4], eine mindeste Wassertiefe von 1,20 m annimmt, so hätten immerhin recht gewaltige Blöcke dazu gehört. Aber sie konnten ja allenfalls auch bei geringerer Größe im Wasser fühlbar sein und so als Wegweiser dienen. Jedenfalls hätten dann die Steine in langer Reihe im Wasser stehen müssen. Sie befanden sich aber nach Jos. 4, 9 an der Stelle mitten im Flusse, wo die Träger der Lade Gottes während des Durchzuges des Volkes gestanden hatten, und hätten also da eine kleine Gruppe gebildet. Von ihnen hat man jedenfalls in späterer Zeit nichts mehr gesehen. Daß sie im Wasser versunken seien, wird im jerusalemischen Talmud erwähnt[5].

---

[1] Vgl Mos. 31, 47.

[2] Damit meint der Erzähler wohl das tiefere Jordantal, etwa einschließlich des ketār, d. h. der zerrissenen Mergellandschaft, auf beiden Seiten.

[3] Über diese Furt s. PJB 1913, S. 24 f., 1914, S. 13 f., Orte und Wege Jesu, S. 81, 89.

[4] Seit wohl 20 Jahren ist wegen des Steigens des Wassers des Toten Meeres die Furt gar nicht mehr gangbar und wird im Sommer wohl nicht unter 3 m tief sein. Blanckenhorn maß am 21. Februar 1908, also in der Zeit hohen Wassers, über 6 m.

[5] j. Sot. 21 d.

Eine andere Zwölfzahl von Steinen richtete Mose am Fuße des Sinai bei einem Altar auf, an welchem der feierliche Abschluß des Bundes Gottes mit den Israeliten stattfand (2. Mos. 24, 4). Die zwölf Steine sollten dort als Zeugen dafür dienen, daß der Bund das Volk der zwölf Stämme bindet. Ob die Steine den Altar im Kreise umstanden oder ob sie eine Reihe bildeten vor oder hinter dem Altar, wird uns nicht berichtet. Der Bundesschluß vom Sinai sollte dann durch einen ähnlichen Akt im Herzen Palästinas auf dem Ebal oder nach der samaritischen, wahrscheinlich an diesem Punkte besseren Texttradition, auf dem Garizzim bestätigt werden. Wir hören von einem Altarbau und in Verbindung damit von der Errichtung von Steinen (5. Mos. 27, 2–7, Jos. 8, 30—33), auf welche das Gesetz geschrieben werden soll. Nach Sellin[1] hätte man die Steine der Jordanfurt von ed-dāmie als der Übergangsstelle der Israeliten entnommen und sie dann bei dem alten More-Heiligtum zwischen Ebal und Garizzim, welches auch Gilgal geheißen hätte, aufgestellt; nach ihrer Errichtung hätte Josua auf dem Garizzim aus unbehauenen Steinen den Altar erbaut. Damit wären die Ereignisse des Gilgal bei Jericho nach diesem Gilgal bei Sichem versetzt. Auch der „Hügel der Vorhäute" von Jos. 5, 3 wäre dort zu suchen. Mit dieser Herstellung und Deutung des „ersten elohistischen Berichtes" wollen wir uns hier nicht allseitig auseinandersetzen. Nur dies sei bemerkt, daß nicht hinreichend geklärt ist, welchen Zweck der Altarbau auf dem Garizzim noch hat, wenn das Heiligtum an seinem Fuße doch das eigentliche Ziel des ganzen Zuges nach Sichem ist. Und wie soll Josua sich veranlaßt fühlen, auf den Garizzim zu steigen, wenn der Engel nach Jos. 5, 14 ihm gerade die Stätte im Tale als Heiligtum bezeichnet hat[2]? Die Steine, auf welche „das Gesetz" geschrieben werden sollte, muß man sich doch als ansehnliche Stelen denken. Die Schwierigkeit ihres Transports vom Jordan her wird durch die Entfernung dieses Gilgal und seine Lage im Gebirge noch bedeutend vergrößert, und darum die Entstehung einer Sage von ihrer Herkunft aus dem Jordan sehr unwahrscheinlich gemacht.

Die jüdische Tradition hat ihrerseits den Ebal mit dem Gilgal bei Jericho in der Weise verknüpft, daß die Israeliten die aus dem Jordan dort genommenen Steine mit Zurücklegung von 120[3] oder wenigstens 60[4] Milien an einem Tage, nach dem Ebal bringen, dort daraus den Altar bauen und sie dann nach dem Nachtquartier beim Jordan, also

[1] Gilgal, S. 33 ff.

[2] So nach Sellin, a. a. O., S. 38.

[3] j. Sot. 21 c.

[4] Tos. Sot. VIII 7, b. Sot. 36 a.

nach Gilgal, zurücktragen[1]. Diese gewaltsame Kombination beruht auf dem Eindruck, daß 5. Mos. 27, 2. 3 von einer Aufrichtung von Steinen redet, die unmittelbar nach der Überschreitung des Jordans erfolgt und zu der Errichtung der Zeugensteine in Gilgal in Parallele steht. Ob nicht doch hier jenen Steinen ursprünglich ein neuer Sinn gegeben werden sollte? Dann wäre die Verknüpfung mit dem Altar auf dem Ebal, der anderer Herkunft sein müßte, erst nachträglich geschehen.

Die heutigen Samaritaner, welche bei dem Gilgal von 5. Mos. 11, 30 an die östlichen Randberge der Ebene von ʿaskar denken, zeigen auf dem Garizzim eine Reihe großer behauener Steine als die Steine Josuas. Sie bilden da den Rest einer dem Bau Justinians vorgängigen Substruktion und könnten mit dem Unterbau des alten Tempels der Samaritaner zusammenhängen. Zu weiterreichenden Vermutungen geben sie keine Veranlassung.

Von der nur in einen Kalkanstrich geschriebenen Schrift der Steine Josuas (5. Mos. 27, 2. 4)[2] hat man stets gefunden, daß sie nicht wetterfest war. Sellin möchte darin eine jüngere Sitte des Schreibens sehen, welche die Abänderung der älteren Vorschrift, das Gesetz in die Steine einzugraben, zur Folge hatte[3]. Aber die palästinischen Schulkinder wenden diese Methode bei ihren Schultafeln an, weil es sich dabei nur um Schrift von vorübergehender Bedeutung handelt. Das Gesetz soll doch wohl auf Kalk geschrieben werden, weil diese Schrift nicht bestimmt ist, für alle Zeiten, sondern nur im Augenblick des Eintritts in das verheißene Land die Geltung des Gesetzes für seine neuen Bewohner festzulegen. Dabei wird aber auch die Tatsache maßgebend gewesen sein, daß die später noch vorhandenen Steine ohne Inschrift waren und also nur eine Inschrift mit vergänglicher Schrift getragen haben konnten.

Nach 1. K. 18, 31 f. hat Elia auf dem Karmel einen Altar aus zwölf Steinen errichtet. Aber die Erwähnung der zwölf Steine, welche den regelmäßigen Fortschritt des Berichtes unterbricht, ist wohl nur auf einen Späteren zurückzuführen, der in Erinnerung an die Ereignisse von Sinai und vom Ebal (bez. Garizzim) die Zwölfzahl der Stämme auch auf dem Karmel angedeutet wissen wollte.

[1] Sot. VII 5, Tos. Sot. VIII 6–8, j. Sot. 21 c f 60 Milien wären 90 km. Von Gilgal nach Sichem sind indes noch nicht 50 km, die sich allenfalls an einem Tage zurücklegen ließen.

[2] Scharfsinnigerweise schließen die Rabbinen aus dem bāʾēr in 5. Mos. 1, 5, daß auch Mose mit dem Gesetz beschriebene Steine errichtet habe, b. Sot. 35 b, Tos. Sot. VIII 6, anders j. Sot. 21 d.

[3] Gilgal, S. 25.

Uns mag ziemlich gleichgültig sein, wo genau die in der Bibel erwähnten Gruppen von zwölf Steinen sich befanden und wie die Steine selbst aussahen. Aber es wäre bedeutungsvoll, wenn wir wüßten, in welcher Ordnung sie aufgestellt waren. Daß sie ursprünglich einen Kreis bildeten, ist wenigstens für die Steine von Gilgal eine jetzt weit verbreitete Annahme. Man meint sogar, der Name Gilgal bedeute nichts anderes als „Steinkreis", der Mittelpunkt des Heiligtums von Gilgal sei eben ein alter Steinkreis gewesen, dessen Entstehung die biblische Erzählung erklären wolle[1]. Auch das verwandte Wort gelilōt sei Jos. 18, 17; 22, 10 mit „Steinkreise" zu übersetzen[2].

Wenn dies richtig ist, so würde die Bedeutung des Steinkreises von Gilgal noch dadurch wachsen, daß es eine ganze Anzahl von Ortschaften dieses Namens im alten Palästina gegeben haben muß. Zwar ist das Gilgal von Jos. 15, 7 nach 18, 17 wohl nur ein Schreibfehler für Geliloth, s. PJB 1913, S. 17 f., und es ist ungewiß, ob 5. Mos. 11, 30 und 1. S. 7, 16, 2. K. 2, 1 f.; 4, 38 ein zweites oder ein zweites und drittes Gilgal genannt wird, wie manche meinen[3]. Ein drittes oder viertes läge dann Jos. 12, 23 vor, ein Beth ha-Gilgal Neh. 12, 29. Sicher ist aber, daß wir in Palästina noch immer eine Anzahl Örtlichkeiten haben, deren Name auf altes Gilgal zurückweist. Bei Jerusalem gibt es am Wege nach ʿēn kārim ein wenig bekanntes grabloses Heiligtum des schēch dscheldschil und nahe dem Dorfe rammūn die Höhle des schēch dschuldschāl. Südlich von Mar Saba findet man in einem Tal eine niedrige Terrasse, die gelegentlich als Lagerplatz von Beduinen dient und den Namen dscheldschel oder dschelādschil el-ḳōrāni führt. dscheldschel dēr abu meschʿal ist ein Hügel in der Nähe des Dorfes, nach dem es benannt ist, im Nordwesten von Jerusalem, und das nicht weit davon belegene umm ṣafā hat auch einen runden Hügel mit abgeplatter Spitze, den man dort dscheldschel, anderwärts ḳastal nennt[4]. Eine ebene felsige Halde westlich von Hebron heißt ed-dscheldschil, östlich von Hebron

---

[1] Conder, Syrian Stone-Lore, S. 44 ff.: Heth and Moab, S. 273; Guthe, ZDPV 1890, S. 129; Kurzes Bibelwörterbuch, Art. Gilgal; Dillmann zu Jos. 4, 19, Holzinger zu Jos. 4, 20; Kittel, Gesch. d. Volkes Israel II, S. 115, in Kautzschs Bibelwerk zu Ri. 3, 19; Bliß in Hastings, Dict. of the Bible, Art. Gilgal; G. A. Smith, Encycl. Bibl, Art. Gilgal; Benzinger, Hebr. Archäologie², S. 313 f.; Karge, Rephaim, S. 8.

[2] S. Buhl im Wörterbuch, Holzinger in Kautzschs Bibelwerk, Karge, Rephaim, S. 8.

[3] S. zuletzt Sellin, Gilgal (1917).

[4] PJB 1913, S. 39, 1914, S. 30.

ein ganzer Höhenzug ed-dscheladschil[1]. Das Dorf dschildschelije[2], vielleicht das bei Eusebius in der Gegend von Bethel vermutete Galgala, liegt auf großer Höhe nördlich von Jerusalem, eine Ruine dschundschul, mir als ʿadschendschul bezeichnet, mit einem weli im Hügelland westlich von betnuba, das Dorf dschildschulie, Eusebius als Galgulis bekannt, in der Küstenebene, eine jetzt abgeräumte Ruinenstätte ed-dschuledschil, die nie eine antike Ortschaft war, auf einem Hügel östlich von nâblus[3], ein Wasserlauf und eine Mühle dscheldschel bei besân, eine Ruine dschundschel bei Tyrus, dschunedschil im belad beschâra südlich vom kâsimije-Flusse, eine Ortslage dscheldschil[4] südlich von el-kerak im Lande Moabs. Alle diese Örtlichkeiten mit Ausnahme der vier zuletzt genannten habe ich aufgesucht. Von einem Steinkreise, der die Benennung veranlaßt haben könnte, war nichts zu sehen, auch nicht in ed-dschuledschil bei nâblus, wo Hölscher den von Trümmern und Steinen befreiten Hügelgipfel für einen Steinkreis von 70 m Durchmesser hielt[5]. Nirgends hat einer der zahlreichen Steinkreise, die ich in Palästina sah, den Namen Gilgal in seiner Umgebung gehabt. In sûr bâhir sagte man mir, dscheldschal bezeichne einen Berg mit runder Gipfelfläche. Im Bauerndialekt bei Jerusalem hat man dschodschal für „häufen". Von dem Zermalmen von Scherben durch Wälzen eines Steinblocks brauchte man einmal das Zeitwort dscheldschel, das aber für „wälzen" sonst nicht üblich ist.

Das hebräische gilgâl heißt auch nicht „Kreis", wofür die hebräische Sprache andere Ausdrücke hat, sondern, gemäß seiner Herkunft von gilgel „rollen", entweder ein „Rollen", wie es im Josuabuch verstanden wird (s. o.), oder etwas Scheiben- oder Kugelförmiges, das sich rollen ließe. So könnte also jeder runde Stein so heißen, und auch Übertragung auf einen runden Hügel wäre denkbar. Der Beschneidungshügel des Gilgal bei Jericho könnte der gilgâl des Ortes gewesen sein, mochten die zwölf Steine aus dem Jordan auf ihm oder um ihn stehen oder nicht[6]. Über bloße Vermutungen kommen wir hier nicht hinaus. Wir sind sogar genötigt hinzuzufügen, daß die einzige aus dem palästinischen Altertum auf

[1] PJB 1911, S. 15.

[2] PJB 1909, S. 14; Sellin, Gilgal, S. 11, noch irrtümlich dschildschilja genannt.

[3] PJB 1911, S. 17f.

[4] So mir genannt; Musil, Arabia Petraea I, S. 364 dscheldschûl.

[5] ZDPV 1910, S. 103; s. aber PJB 1911, S. 17f.

[6] Vincent, Canaan, S. 414, behauptet, „in der Archäologie" heiße ein Haufen von mit Erde gemischten Feldsteinen galgal, läßt aber die biblische Bedeutung des Ausdrucks undefiniert.

uns gekommene gesicherte Reihe wirklicher Malsteine, die berühmten zehn, und vielleicht ursprünglich elf oder zwölf[1] Menhir von Geser[2], nicht kreisförmig ist, sondern eine gerade, nordsüdlich gerichtete Linie bildet. Eine zweite Reihe von ursprünglich sieben Steinen hat Macalister ebenfalls in Geser in einem Bau gefunden, den er für einen Tempel hält (a. a. O., S. 406 f.). Aber die sakrale Natur der Steine ebensowohl als des Baues ist nicht sicher erwiesen[3]. Es ist wahrscheinlich, daß die Malsteine von Geser nicht als Götterbilder, sondern als Gedenksteine[4] oder auch Zeugnissteine aufzufassen sind, so daß sie den Steinen vom Sinai oder vom Gilgal in jeder Beziehung entsprechen. In einer Reihe stehen auch die heiligen Pfähle und Steine auf der Bronzetafel von Susa[5], welche ein Heiligtum mit zwei Altären abzubilden scheint. Vielleicht sollten sogar zwei parallele Reihen von je fünf Pfählen angedeutet werden. Denn dem ersten Pfahl oder Pfeiler auf der rechten Seite entspricht ein ebensolcher links, und eine Inschrift ließ für die Wiedergabe der übrigen hier keinen Raum. Einen Steinkreis hat man freilich auch in Geser gefunden, und Macalister betrachtete ihn einmal als Bestandteil eines High Place[6]. Aber der kleine Kreis von etwa 2 m Durchmesser, dessen Umwallungssteine von etwa $1^1/_2$ m Höhe durch Lehm miteinander verbunden sind, kann auf mancherlei andere Weisen erklärt werden. Macalister scheint selbst später die sakrale Deutung dieser Rundung aufgegeben zu haben[7].

Mit größerer Sicherheit lassen sich als Bestandteile eines Heiligtums die beiden kreisförmigen Bauwerke von über etwa 5,60 m Durchmesser ansprechen, welche Macalister in Geser auf der Westseite der vorher erwähnten Menhirreihe entdeckte[8]. Eine oben schmäler werdende Mauer von etwa 1,80 m Höhe umgibt bei dem einen einen gepflasterten Raum, während bei dem anderen nur dieses Pflaster erhalten ist. Der Zweck

[1] Die gewaltige Basis vor der Mitte der Reihe, welche zuweilen für einen Altar gehalten worden ist, hat sicher auch einen Menhir getragen, wahrscheinlich den in der Nähe in einer jüngeren Schicht aufgefundenen großen wohlbehauenen Stein, welcher in den letzten Jahren neben der Menhirreihe zu sehen war.

[2] S. Macalister, The excavation of Gezer II, S. 386 ff.

[3] Das gilt auch von den Langsteinen des „Tempels" von Megiddo Schumacher, Tell el-Mutesellim I, S. 110 f.).

[4] So Thiersch, Archäologischer Anzeiger des Kaiserl. Deutschen Arch. Inst. 1909, 3, Sp. 376.

[5] S. Vincent, Canaan, S. 444.

[6] PEFQ 1902, S. 321. Benzinger, Hebr. Archäologie[2], S. 323, druckt die Abbildung als Beispiel eines Steinkreises ab.

[7] In The excavation of Gezer finde ich sie nicht genannt.

[8] PEFQ 1903, S. 219 ff, The excavation of Gezer II, S 393 f.

dieser Bauwerke, die keine Steinkreise sind, hat aber nicht aufgehellt werden können: denn Macalisters Vermutung, daß man da lebendige Schlangen gehalten habe, entbehrt des zureichenden Grundes.

Ein Steinkreis hätte sich nach Benzinger[1] in dem ausgegrabenen Heiligtum von tell es-safi, das manche für Gath halten, befunden. Aber die dafür angesprochenen Langsteine bilden keinen Kreis, sondern eine Linie, und der Ausgrabungsbericht[2] erklärt es nur für eine „bloß annehmbare Hypothese", daß sie ursprünglich im Kreise gestanden hätten. Außerdem ist noch immer nicht erwiesen, daß der Bau, welchem die Steine angehören, überhaupt ein Heiligtum war. Ebenso ungewiß ist die Deutung der „Reste eines Steinkreises" bei Sellin, Tell Ta'annek, S. 11, welche Wilke[3] nicht als Beispiel eines palästinischen Steinkreises hätte abbilden sollen.

Zu dem für Israels Geschichte hochbedeutsamen Heiligtum von Bethel hat man neuerdings in Beziehung gesetzt einen vermeintlichen Steinkreis wenig nördlich vom jetzigen Dorfe beitin, östlich von der alten Süd-Nordstraße des Landes[4]. Schon Conder hat aber betont, daß das dafür angesprochene Felsenrund eine natürliche Erscheinung und kein Steinkreis sei[5]. In der Tat handelt es sich gar nicht um die Reste einer alten Steinsetzung, von der Guthe[6] und Vincent[7] hier reden[8], sondern um eine zufällige, unregelmäßig kreisförmige Lücke in einem großen Felde von natürlichen Kalksteinbänken, unähnlich allem, was sonst als Steinkreis in Palästina bekannt ist. Außerdem zeigt die ganze Umgebung, daß das alte Heiligtum von Bethel, welches die Könige Israels zeitgemäß umgestaltet hatten, in der Umgebung dieses von Menschenhand kaum berührten Platzes nicht gelegen hat.

Als Resultat der bisherigen Umschau können wir bezeichnen, daß Literatur und Ausgrabungen uns für Palästina kein gesichertes Beispiel einer kreisförmigen Steinsetzung mit erkennbarer sakraler Bedeutung ergeben. Von dieser Seite her bleiben wir also führerlos für die nun folgende Untersuchung der auf palästinischem Boden in nicht geringer Zahl wirklich vorhandenen Steinkreise.

[1] Hebr. Archäologie[2], S. 320.

[2] Bliß u. Macalister, Excavations in Palestine, S. 43. Macalister betont sogar später PEFQ 1902, S. 321, daß die Steine des Heiligtums von tell es-safi keinen Kreis bildeten.

[3] Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient, S. 26.

[4] G. A. Smith, Encycl. Bibl., Art. Bethel.

[5] Survey of Western Palestine, II, S. 296, PEFQ 1881, S. 255.

[6] Kurzes Bibelwörterbuch, Art. Gilgal.

[7] Canaan, S. 410.

Selbstverständlich erhebe ich keinen Anspruch darauf, alle Steinkreise Palästinas zu kennen. Nur diejenigen, welche mir auf Wegen anderen Zieles gelegentlich aufgestoßen sind, habe ich verzeichnen können. Es sind deren 46, wozu dann noch 21 von anderen beobachtete Beispiele kommen. Eine Anzahl von mir nicht mitgezählter Steinkreise, besonders in Galiläa, verzeichnet Karge, Rephaim, im Register, S. 757. Die genaue Liste der von mir gemessenen Steinkreise hoffe ich anderwärts geben zu können. Hierbei sind aber nur diejenigen Steinsetzungen gerechnet, welche mir als „alt" erschienen, d. h. von denen klar war, daß sie mit einer jetzt noch lebendigen Volkssitte nicht unmittelbar zusammenhängen. Von neuen Steinkreisen, welche die jetzige Volkssitte geschaffen hat, habe ich 26 in näheren Augenschein genommen, zu denen zehn von anderen gesehene hinzugezählt werden können. Nimmt man dazu noch eine Zahl von elf von mir und fünf von anderen gesammelten Beispielen viereckiger Steinsetzungen verwandten Charakters, so ergibt das im Ganzen ein Material von 119 Einheiten, von dem gehofft werden darf, daß wenigstens keine der in Palästina dabei vorkommenden Typen darin fehlen.

Unter den „alten Steinkreisen" müssen zuerst die „großen" genannt werden, welche durch ihre Ausdehnung bis zu 80 m Durchmesser sich von den übrigen abheben. Es handelt sich da zuerst um die von Steinwällen eingeschlossenen Kreise des wādi dschdēd, des Nebo, von ḳōm jādchūz und umm ḥuṭṭwa in der Landschaft belḳa jenseits des Jordan[1]. Den Ringwall auf dem Nebo hält Karge[2] wohl mit Recht für die von Musil dort gesehene Ummauerung eines Platzes, der ihm ein alter Weingarten zu sein schien. Dieser Ringwall wäre dann ein Beispiel für den Wall (gādēr), den Jesaja in seinem Liede vom Weingarten erwähnt (Jes. 5, 5). Aus eigner Anschauung kenne ich den Ringwall des wādi dschdēd am Südfuße des Nebo. Ein 2 m hoher Wall aus kleinen Steinen, der selbst 16—18 m breit ist, umgibt lückenlos einen kreisförmigen Platz von 35—36 m Durchmesser. Ein schmaler Querwall zieht sich geradlinig durch den Mittelraum, aber nicht ganz in der Mitte, von WSW nach ONO. Der Kreiswall liegt an einer Talwendung auf einem Hügelvorsprung und erscheint deshalb dem Beschauer am ehesten wie die Befestigung eines kleinen Lagers. Der Querwall sollte dann einen Teil des Lagers etwa für Tiere abgrenzen, könnte aber auch in jüngerer Zeit zu demselben Zwecke hergerichtet sein, wie denn auch wirklich zwei kleine Viehkraale an seiner Seite zu erkennen sind. Man würde dann etwa die

[1] Conder, Survey of Eastern Palestine, S. 98ff., 202, 157, 248.
[2] Rephaim, S. 435.

Bemerkung Buhls in seinem Wörterbuch zum hebräischen Worte ṭira herbeiziehen, das bedeuten soll: „Zeltlager der Nomaden, das von einem Zaun aus aufgeschichteten Steinen umgeben ist." Aber weder aus der Gegenwart noch aus der Vergangenheit ist mir diese Tatsache bekannt[1], so viele Zeltlager ich auch als solche oder in den von ihnen hinterlassenen Spuren betrachtet habe. Doch fehlt es zu sehr an gesicherten anderweitigen Beispielen derselben Art, als daß man sich bei dieser Deutung völlig beruhigen könnte. Conder hat es bedeutungsvoll gefunden, daß die Richtung des Querwalls nach dem rudschm el-mechaijet auf einem nahen Berge weise. Aber es ist nicht einzusehen, was die dem Beschauer nicht auffallende Richtung auf die Ortslage der alten Stadt Nebo hätte bedeuten sollen.

Große Kreise, die nicht von Wällen, sondern von einfachen Steinlegungen oder rohen Mauern umgeben sind, finden sich bei tell zif[2] (11 zu 15½ m), bei 'ammān auf dem rās el-merḳeb (63'), bei dem rudschm ṣerāra (30' : 40'), bei el-matābe' unterhalb des Peorberges (45'), el-mahder (45'[3]. Von dem Kreise bei rudschm ṣerāra sagt der Entdecker Conder selbst, er sei wohl ein byzantinischer Viehkraal, vom Kreise am Peorberge, er sei vielleicht modern. Der letztere Kreis von 26 zu 31 m, in dessen Südende ein Mauerviereck von 4 (bzw. 3) zu 6 m eingebaut ist, das dem Hirten dienen konnte, muß sicher als ein Viehkraal gelten, ebenso wie das von mächtigen Trockenmauern eingefaßte alte Rund von 63 : 70 m Durchmesser bei chirbet el-meskene, das noch immer dem Vieh dient[4]. Dann wären sie in der Bibel erwähnt in Ps. 78, 70: „und er (Gott) erwählte seinen Knecht David und nahm ihn von den Schafhürden" (miklāōt)[5]. Der Viehkraal der Araber (arab. ṣūr, aram. ṭūr) besteht aus einer mehr oder minder roh hergestellten meist kreisförmigen oder ovalen Steinmauer, die während der Benutzung durch die Herden gewöhnlich noch mit Dornen bewehrt wird, um den Schakalen und Wölfen das Übersteigen zu erschweren. Man findet solche Kraale

[1] Das hebr. ṭīrā scheint grade von einer Umwallung abzusehen. Es bezeichnet vorzugsweise das kreisförmige (oder viereckige) Zeltlager der Nomaden.

[2] Mit einer Höhle in der Mitte.

[3] Conder, Survey of Eastern Palestine, S. 205, 208, 231, 183 f. Der von Conder, Heth and Moab, S. 250, aufgeführte Steinkreis ḥadschāret en-naṣāra oberhalb Tiberias muß ausscheiden, weil seine ganz zerstreut liegenden Steine schwerlich einen Kreis bildeten. Siehe darüber Orte und Wege Jesu, S. 111 f.

[4] PJB 1914, S. 41.

[5] Luk. 2, 8 kann sehr wohl an ein Übernachten der Hirten auf freiem Felde ohne Hürden gedacht sein (s. Dalman, Orte und Wege Jesu, S. 39), weil nur Luthers Übersetzung die Hürden erwähnt.

in allen Größen, und es ist nicht einzusehen, warum nicht hier und da Reste derselben aus alten Zeiten auf uns gekommen sein sollten.

Schwierigkeiten begegnet diese Deutung unter den mir bekannten Beispielen nur bei dem von Graf v. Mülinen entdeckten, von mir nicht gesehenen Steinkreis von aʿrāḳ ez-zīṛān auf dem Karmel[1]. Seine Umwallung, die nur zur Hälfte erhalten ist, bilden zwei Reihen großer orthostatischer Steine von gegen zwei Fuß Höhe. Da ist es schwer, an einen Viehkraal zu denken, und auch ein mitten durch den Kreis von NW nach SO führender gepflasterter Pfad fordert eine andere Deutung. Eine Nische in einer Felswand, nur 15 m südlich vom Kreise, gehört vielleicht auch noch zur Anlage, während es fraglich ist, ob im Osten die Trümmer eines Bauwerks, bei dem man drei runde säulenartige Steine gefunden hat, dazuzurechnen sind. Der Entdecker denkt bei den Steinen an heilige Stelen und nennt das Ganze eine Kultstätte. Die Möglichkeit davon kann man zugeben, beweisbar aber ist es nicht. Genauere Untersuchung könnte hier wie bei anderen „Heiligtümern" des Entdeckers[2] etwas sehr Anderes ergeben. Ähnliches gilt von dem großen Oval von 60—70 m auf der Terrasse des Heiligtums von ed-dēr bei Petra, das vielleicht dem vergotteten Könige Obodat gegolten hat[3]. Ein Viehkraal wird es kaum sein. Aber was man etwa bei Opferfesten da getan hat, bleibt um so mehr dunkel, als die eigentlichen Heiligtümer der Umgebung unabhängig von diesem Oval im Felsen liegen.

Keine Steinkreise, aber doch in diesem Zusammenhang nennenswert, sind zwei in den Fels gehauene kreisrunde Vertiefungen bei Jerusalem, die eine von etwa 8 m Durchmesser auf er-rās im Süden von Jerusalem[4], die andere von etwa 25 m im Norden vor dem Damaskus-Tor[5], in der man den Mittelraum eines Amphitheaters vermutet hat.

Es wäre möglich, daß Grabungen bei einigen der großen Kreise Anhalt böten für die Ermittlung ihres Sinnes und Zweckes. Aber die Hoffnung auf einen Ertrag dieser Arbeit ist gering. Denn da, wo man in Europa jede Gelegenheit zur Untersuchung solcher Kreise gehabt hat, ist man über bloße Vermutungen nicht hinausgekommen, und die nüchterne archäologische Wissenschaft bekennt, daß man von ihrem Sinne nichts wisse[6].

---

[1] v. Mülinen, Beiträge zur Kenntnis des Karmels, S. 128ff.
[2] S. PJB 1908, S. 32f.; 1909, S. 16f.
[3] Dalman, Petra, S. 273.
[4] PJB 1908, S. 34.
[5] Schick, ZDPV 1879, S. 102ff., PEFQ 1893, S. 298ff.
[6] Déchelette, Manuel d'Archéologie Préhistorique I, S. 444ff.

Aufnahme von F. Jeremias (9. 4. 1906).

1. Die Ruinenstätte bei den Gilgaltamariſken (S. 7).

Aufnahme von G. Dalman (14. 4. 1908).

2. Doppelter Steinkreis am Peorberge (S. 19).

Aufnahme von G. Dalman (14. 4. 1908).

3. Einfacher Steinkreis mit Malſtein am Peorberge (S. 20).

Aufnahme von G. Dalman (16. 3. 1904).

4. Malſtein mit Vorhof bei el-merēṛāt (S. 20).

Hoffnungsreicher ist die Beschäftigung mit den kleinen Steinkreisen, die gewöhnlich etwa 3—5 m Durchmesser haben. Ihre Umfassung kann aus einem einfachen Rand von hingelegten oder aufgestellten Feldsteinen bestehen, es können aber auch zwei oder drei, selten mehr, Steinlagen übereinander gelegt sein, so daß die Umwallung einer niedrigen Mauer von 30—100 cm Höhe gleicht. Neben den einfachen Kreisen kommen Doppelkreise vor, entweder in der Weise, daß zwei Reihen Steine ohne nennenswerten Abstand nebeneinander liegen, oder so, daß ein größerer Zwischenraum beide Reihen trennt. Im ersten Fall gleicht die Umwallung mehr einer verstärkten Mauer, im zweiten handelt es sich um die Abgrenzung eines kleinen Raumes rings um den inneren Kreis. Bei dem Doppelkreis letzterer Art ist meist der innere Wall aus größeren, zuweilen auch aufgestellten Steinen hergestellt, der äußere Wall besteht aus nur hingelegten kleineren oder doch niedrigeren Steinen. Doch auch das Umgekehrte kommt vor: auswendig steht ein Kranz von hohen Steinen oder von einer doppelten Steinlage, während inwendig nur niedrige Steine angewandt sind. Dreifache Kreise habe ich selbst niemals beobachtet. Als Beispiele nenne ich einen einfachen Steinkreis am wādi es-selihi in der belḳa, der etwa 4 m im Durchmesser hat, einen Doppelkreis im wādi abu-r-rdene am Peorberge mit einem äußeren Ring von aufgestellten Steinen, 5,75 m im Durchmesser und 80 cm hoch, und einen Doppelkreis in derselben Gegend mit einem äußeren Ring von zwei Steinlagen, 5,20 m im Durchmesser, bis 1 m hoch. Beim zweiten Kreis ist der Abstand beider Kreise sehr gering, beim ersten beträgt er etwa 80 cm.

Der Mittelraum der Kreise ist öfters ganz leer, zuweilen aber mit Steinen aufgefüllt, die manchmal, jedoch nicht immer, von dem Einsturz der Einfassungen herrühren werden. In einigen Fällen geht eine von einigen Steinen gebildete Querlinie von W nach O oder von NW nach SO durch den Kreis. Am wādi el-ḥabīs bei mādaba fand ich einen 7,50 m breiten Steinkreis, in welchem von S nach N in einer Reihe drei 40 cm hohe und 50 cm breite Blöcke standen. Man nannte mir diesen Platz muṭla' el-ḫazne „Aufstieg des Schatzes", vermutete also wohl darunter einen Schatz. Oberhalb der Halbinsel des Toten Meeres finden sich 8 Steinkreise dieser Art, bei denen die Südseite, nur in einem Fall die Nordseite, des Kreises mit Steinen oder Erde aufgefüllt war. Man erhielt den Eindruck, als sei diese Auffüllung als Grabhügel gemeint. Doch muß ich gleich hinzufügen, daß mir zweifelhaft war, ob es sich nicht hier um jüngere Beduinengräber handele, zumal hier doch wohl die moslemische Bestattungssitte mit Ost-Westlage der Leiche und Südrichtung des Gesichtes vorausgesetzt war. Anders steht es

in dem ruaschm el-haije im wādi abu-r-retame nordwestlich von Jericho, wo die Ostseite eines 3,40 m messenden Innenkreises durch ein Grab ausgefüllt ist. Ein Außenkreis von 7,20 m Durchmesser zieht sich ringsherum sowie ein pflasterähnlicher Bodenbelag. Ein zweiter kleinerer Doppelkreis ist in der Nähe, aber auch moderne Beduinengräber. In der Mitte der alten Steinkreise war ein eigentlicher Grabhügel niemals zu erkennen. Wohl aber kommt es vor — acht Beispiele sind mir dafür bekannt — daß in der Mitte des einfachen oder doppelten Kreises ein einzelner höherer Stein oder auch zwei höhere Steine nebeneinander aufgestellt sind, welche denkmalartig hervorragen. Diese Malsteine sind öfters mehr ein Würfel als ein Langstein. Bei dem Kreise im wādi abu-r-rdene erhebt sich ein Stein von etwa 80 cm im Geviert und 1,15 m Höhe in der Mitte eines einfachen Ringes von 3,50 m Durchmesser. Auf dem meschakkar-Berge nicht weit davon stehen in der Mitte eines Doppelkreises zwei Steine in einer Linie von O nach W, die nur 60—70 cm hoch sind, aber 80 zu 85 cm und 100 zu 80 cm in Breite und Dicke messen. In solchem Falle ragt der Malstein oft nur wenig oder gar nicht über den ihn umgebenden Ring. Hierher gehören auch die Fälle, in denen der Ring die Gestalt eines kleinen Hofes hat, in dessen Hintergrund der Malstein einfach oder doppelt sich erhebt. Von dieser Art gibt es ein Beispiel in el-mreṛāt bei ma'in. Da ist der Malstein 1,65 cm hoch und am Fuße 1 m breit, während auf seiner Ostseite sich eine unregelmäßige Steinsetzung an ihn anschließt. Bei kirmil südlich von Hebron stehen zwei Steine, von denen der größere 1,20 m hoch ist, auf der Westseite eines Halbkreises. Einen Altar mit Opferschalen und einem Steinkreis wollte Schumacher bei edūn gesehen haben[1]. Nähere Untersuchung und Nachfrage zeigten mir aber, daß es sich um die Reste eines megalithischen Turmes handelte[2]. Eine seltene Abart des Steinkreises zeigt im Hintergrund eines einfachen Kreises einen mit ihm zusammenhängenden kleinen doppelten oder dreifachen zweiten Kreis, in dessen Mitte sich ein Malstein erhebt. Conder hat ein Beispiel dieser Art bei ma'in oberhalb 'ēn el-minje gesehen[3], wo er Beth Peor sucht. Ich habe es 1904 dort nicht finden können, aber auf ṭal'at en-nfe'ije Spuren eines anderen gesehen, dem der Malstein fehlte.

Als einzigartig muß gelten eine noch nicht erwähnte Gruppe in el-mreṛāt. Da ist ein ganzer natürlicher Hügel von aufgestellten Steinen völlig eingefaßt. Auf seinem höchsten Punkt sind auf einer Felsplatte unmittelbar nebeneinander ein größerer und westlich von ihm ein kleinerer

[1] MuN des DPV 1897, S. 1.

[2] PJB 1913, S. 64.

[3] Survey of Eastern Palestine, S. 11f.: Heth and Moab, S. 143, 252.

doppelter Steinkreis (von 10—11 und von 6 m Durchmesser) zu erkennen. Im Osten befindet sich ein anscheinend natürliches Wasserloch im Felsen, unterhalb am Fuß des Hügels eine Höhle. Unmittelbar vor dem größeren Kreise am Nordrande der Felsplatte stehen drei Malsteine von 1,65, 1,95 und 1,53 m Höhe, davor erhebt sich in 3,65 m Abstand, aber nach Westen gerückt, eine Reihe von 8 aufgestellten Steinen; dann, noch 10,90 m weiter entfernt, eine zweite Reihe von etwa 16 aufgestellten Steinen sehr verschiedener Größe, diese Reihe grade gegenüber den beiden Kreisen. Nach Nordosten zu liegt innerhalb der Umwallung des Hügels eine viereckige Steinsetzung von etwa 15 m Breite und 17 m Länge mit mehreren Querlinien. Diese Steinsetzungen sehen aus, als sollten hier Räume abgegrenzt werden. Aber ein vollständiger Verschluß fehlt, und jedenfalls wären die Räume stets dachlos gewesen. Ein praktischer Zweck ist hier nicht klar, während er undenkbar scheint bei den Steinkreisen auf der Höhe des Hügels und rings um ihn herum. Conder war überzeugt, hier ein Heiligtum vor sich zu haben, und deutete den Namen des Platzes vom Bestreichen der Steine mit Blut oder Öl. Es heißt aber „die kleinen Wälzplätze" (für Esel usw.). Mackenzie dachte an eine Siedelung, Karge an alte Gartenanlagen. Die letztgenannte Erklärung wird auf keinen Fall dem Tatbestande gerecht. Da die Umgebung eine große megalithische Nekropole ist, scheint es ihr Mittelpunkt zu sein. Ob der Ahnherr des Stammes hier seinen wirklichen oder ideellen Grabplatz hatte?

Zum Vergleiche mit der großen Zahl der kleinen Steinkreise bieten sich zunächst dar die runden Steinsetzungen, welche oft die palästinischen Dolmen, d. h. oberirdische megalithische Gräber aus neolithischer Zeit, umgeben und also sie mit einem kleinen Bezirk einfassen, der wahrscheinlich als unantastbar gegolten hat. Was sie dem oberirdischen Grabe leisteten, werden die bloßen Steinkreise für eine unterirdische Beisetzung bedeuten. In diese Richtung weisen auch die Steinkreise der Neuzeit, von denen viele die Grabmäler von Personen sind, an deren Geschichtlichkeit gar nicht gezweifelt werden kann. Es handelt sich zum Teil um Stammeshäupter, deren Grab ein eigentümliches Ansehen erhalten hat, zum Teil um Personen, die schon bei Lebzeiten den Ruf besonderer Gottesnähe besaßen, von denen man deshalb auch nach dem Tode an heilbringende Wirkungen glaubte. Dann aber fehlt es nicht an Gräbern vieler Privatpersonen ohne weitere Bedeutung, deren Form hier herangezogen werden muß.

Die in Palästina verbreitetste äußere Ausstattung des Grabes bei Bauern und Beduinen besteht in einer Bedeckung der Oberfläche desselben

mit Steinen, unter denen am Kopf- und Fußende, d. h. im Osten und Westen, zwei hervorragen, die das Grab als solches kennzeichnen. Diese heißen arabisch nāṣie, Pl. nauāṣi, beduinisch naṣībe, Pl. naṣāib. Vielfach zeigt die Stellung des Kopfsteins in der Längsrichtung oder Breitenrichtung des Grabes an, ob ein Mann oder eine Frau darin ruht. Die Steinbedeckung, welche das Grab vor wilden Tieren schützen soll, wird öfters ersetzt durch eine bloße Umrahmung der Grabfläche mit Steinen, die meist ein längliches Oval bildet. Wenn sie sich der Kreisform nähert, wie es öfters der Fall ist — man kann bei Jerusalem auf dem Friedhof von kalōnie Beispiele dafür sehen — haben wir einen modernen Steinkreis. Die Umfassung kann aus einer einfachen Legung größerer Steine bestehen. Es kann aber auch aus mehreren Steinlagen eine Mauer erbaut oder aus kleinen Steinen ein Wall aufgeworfen sein. Die Kopf- und Fußsteine fehlen öfters. Aber zuweilen hat man sie allein in den leeren Mittelraum des Kreises gesetzt wie beim Grab des schēch ṣuēlih auf dem meschaḳḳar-Berge[1], das Musil für Beth Peor hält, Arabia Petraea I, S. 344, 348, und beim Ahnherrn der abu l-ṛanam-Beduinen auf der Höhe des Nebo, dessen wirkliches Grab sich aber anderwärts befindet. Man benützt das Scheingrab für seine Verehrung, weiß aber sehr wohl, daß er zwischen wādi wāli und mōdschib ruht. Die Steine zeigen hier, wo das eigentliche Grab sich befindet, und die Umfassung, die weiter ist als die Grabstelle, wird zur Grenze eines kleinen Bezirks um das Grab her. Ein wirklicher Grabhügel aus kleinen Steinen kann in der Mitte dieses Bezirks aufgeworfen werden, wie es bei einem schēch-Grabe in der Nähe von ḳal'at el-ḥōṣn geschehen ist. Aber es kommt auch vor, daß mehrere Gräber von einer gemeinsamen Umwallung eingefaßt werden. Zwei und sogar sechs Gräber fand ich bei tell nimrīn in dieser Weise zu einer Grabstätte vereinigt.

Es ist bloße Geschmackssache, ob die Umwallung rund, oval oder viereckig hergestellt wird. Macalister hat in Gezer beim Grab des schēch dschub'ās sogar Spuren einer älteren dreifachen viereckigen Steinlegung gefunden, während jedenfalls bei modernen Gräbern die einfache Umwgllung ausschließlich üblich ist. Bei Häuptlingsgräbern hat man seit einiger Zeit angefangen, die städtische Form eines gemauerten Grabaufbaus mit Kopf- und Fußstein anzuwenden[2]. Beduinischer Kunstsinn versieht diese Bauten öfters mit den Symbolen der Gastlichkeit, den Reliefdarstellungen von Röstpfanne, Mörser, Kanne und Tassen für den

[1]) S. PJB. 1911, Abbildung 12.

[2]) Ebenda, Abbildung 15.

Kaffee, Schüsseln für Fleisch und Reis, die neuerdings für Symbole des Opfers ausgegeben worden sind[1].

Als Seltsamkeit sei erwähnt, daß bei et-tlâh am Ostrande der Araba sich auch Gräber finden, bei denen man sich damit begnügt hat, auf der Nordseite des Grabhügels eine bogenförmige Steinmauer von 70 cm Höhe zu errichten, als sollte der Tote vor allem gegen den Nordwind geschützt werden.

Noch eine Eigenart des modernen Steinkreises bedarf der Besprechung: die häufige Anbringung eines Einganges in der Umwallung, welche bei alten Steinkreisen nicht beobachtet werden kann. An sich wäre verständlich, daß der Bezirk eines Grabes auch einen Zugang haben soll. Aber diese Zugänge sind hier zuweilen so klein, daß sie eine praktische Bedeutung nicht haben können. Durch eine Öffnung von 100 : 67 cm wie bei einem Grabkreise von dîbân kann man vielleicht noch schlüpfen. Bei 80 : 55 cm, 60 : 80 cm wäre das Kriechen möglich und wird auch tatsächlich ausgeführt. Aber bei 48 : 44, 40 : 40, 30 : 20 cm hört jede Brauchbarkeit der Öffnung auf. Außerdem ist die Umwallung sehr oft so niedrig, daß man sie ohne Schwierigkeit überschreiten könnte und also gar keiner Türöffnung bedarf. Trotzdem dient der Eingang auch dann einem praktischen Zweck. Er besteht der Regel nach aus zwei senkrecht stehenden Pfostensteinen, auf welche ein dritter als Türsturz ruht. Auf diesen Türsturz legen die frommen Besucher des Grabes kleine Steine und Scherben, die sie in der Nähe aufgelesen haben, auch leere Patronenhülsen aus ihrem Gürtel, oder Fetzen, die sie von ihrem Gewande abreißen. Conder nennt diese Dinge Gaben und bezeichnet deshalb den Eingang der Grabkreise als einen Altar[2]. Aber jene Depositen auf den Grabeingängen sind keine Geschenke an den Toten, von dem kein Araber voraussetzt, daß er an Steinchen oder Lumpen Gefallen hat. Vielmehr sind sie greifbare Zeichen des Grabbesuches, welche den Toten stets daran erinnern, welche Ehre und Andacht der Besucher ihm gewidmet und welche Bitten er dargebracht hat. Sie gleichen der Visitenkarte, die man im besuchten Hause zurückläßt. Die Türe des Grabkreises wird dabei betrachtet als die Stätte, wo man zum Toten Zugang hat und mit ihm zusammentrifft. Wenn am Grabe geopfert wird mit Zuwendung des Verdienstes des Opfers an den Toten, streichen manche vom Opferblut an die Türpfosten, um auf diese Weise die Übergabe des Opfers an den Toten zu vollziehen.

Man ist versucht, zu dem Dreistein der Grabtür ein Gegenstück

[1] Vincent, Canaan, S. 416.

[2] Survey of Eastern Palestine, S. 2, 6: Heth and Moab, S. 229, 337.

aus der römischen Zeit Palästinas heranzuziehen. Der Talmud berichtet als feststehende Tradition[1]: „Was sind die Steine von Beth Kulis (d. h. Merkurius oder Hermes)? Einer hier, einer dort, und einer auf ihnen." Es wird also eine primitive Form der Hermen vorausgesetzt, welche aus einem Dreistein bestand. Aber damit soll doch wohl nur die kleinste Gestalt eines Steinhaufens definiert werden, und es ist auch sonst bekannt, daß Steinhaufen (ἑρμαχες) zu den Hermen des Altertums gehörten und sie zuweilen ersetzten. Der palästinische Talmud erzählt:[2] „Simeon, der Sohn Rabbis, hatte einen Merkurius im Felde. Da sagte er zu einem Dörfler, der zu ihm kam: Ich habe gehört, daß der Archont morgen hier vorbeikommen will, ich beschwöre dich bei deinem Leben, daß du diese Steine wegnimmst! Als er sie beseitigt hatte, wollte er sie nehmen, worauf Simeon sagte: Sie gehören mir"[3]. Man redete von den „Füßen" des Merkur und meinte damit die um ihn herumliegenden Steine, allenfalls bis auf 50 Ellen Entfernung[4]. Danach ist doch wohl bei diesen Hermen vorzugsweise an bloße Steinhaufen gedacht. Die dem Gotte gewidmete Verehrung bestand zuweilen darin, daß man Wein, Öl, Mehl, Geld, Reben mit Trauben, Ährenkränze, auch Rosenkränze auf den Steinhaufen niederlegte[5]. Aber das Gewöhnlichste war, daß die Vorübergehenden Steine darauf warfen[6]. Eine solche Herme konnte auch von einer Schranke umgeben sein[7]. Denkt man sich diese als eine rohe Steinsetzung oder eine niedrige Mauer, so entsteht etwas, was sich von einem modernen Steinkreis mit einem Grabhügel in der Mitte kaum unterscheidet. Die alten Hermen sind in Palästina da noch im Brauche, wo beduinische Wanderer, wie es im mōdschib-Tal an zwei Stellen diesseits des Baches und dreien jenseits geschieht, kleine Steine auf große Felsblöcke (der größte ist $2^1/_2$ m breit, 60 cm dick und $1^1/_2$ m hoch) zu legen pflegen. So sind also niedergelegte Steine ein altes Zeichen der Verehrung, und die Sitte, Steine aus demselben Grunde auf die Türen der Grabkreise zu legen, ist nicht erst gestern entstanden.

Eine wichtige Parallele zu den symbolischen Türen zum Grabraum

[1] b. Ab. z. 50a, Bab. m. 25b, j. Ab. z. 43c.

[2] j. Ab. z. 44d.

[3] Der Nichtjude hatte durch seine Handlung das heidnische Kultobjekt entweiht. Dadurch wurde es für den Juden, dem sein Gesetz sonst die Nutznießung davon verbietet, benutzbar.

[4] j. Ab. z. 43c.

[5] Ab. z. IV 2, Tos. Ab. z. VI 13.

[6] Tos. Ab. z. VI 15, j. Ab. z. 43c.

[7] b. Ab. z. 51b.

sind aber die Blendtüren der Gräber Ägyptens im alten Reiche (also vor Abrahams Zeit), welche den Eingang in die Unterwelt in der Grabkammer oder außen am Grabe symbolisch darstellten und oft noch keinen Meter hoch waren. Vor ihnen hat man die für die Toten bestimmten Gaben niedergelegt[1].

Später ersetzte man in Ägypten die Scheintüren durch eine Steintafel, die Totenstele, vor dem Grabe[2]. Sie gab nun die Stelle an, wo dem Toten die Verehrung darzubringen war. Auch diese Totenstele wird ihr palästinisches Gegenstück haben in dem Kopfstein der heutigen Steinkreise, an welchen viele Beduinen das Blut ihrer Opfer zu Ehren des Toten bringen, wenn sie nicht gar das Opfertier über dem Stein schlachten, damit das Blut an ihm herabrinne. Wenn nun wichtige Bestandteile moderner Grabkreise ihr Gegenbild im hohen Altertum haben, werden sie doch wohl selbst einer nicht erst neuerdings im Lande üblichen Bestattungssitte entstammen, sondern auf ältere Zeiten zurückweisen. Dann sind ihre natürlichen Vorgänger die alten kleineren Steinkreise Palästinas. Eingänge fehlen an ihnen, könnten aber in einigen Fällen einmal vorhanden gewesen sein. Die Malsteine, welche sie zuweilen enthalten, sind das Gegenbild zu den Totenstelen der Ägypter und den Kopfsteinen der modernen Gräber, also das, was man ehemals bei den Juden[3] und Nabatäern in Palästina näfäsch, d. h. eigentlich „Seele, Totengeist", nannte, wahrscheinlich weil man den Grabstein als den Ort betrachtete, an welchem die Seele des Verstorbenen bis in die Oberwelt hineinreicht, wo deshalb auch die Lebenden ihr mit ihren Gaben begegnen.

Damit alles Kreisförmige genannt sei, was in Palästina auffallen kann, werde zum Schluß auch der wohlbehauenen runden Steinscheiben gedacht, die Conder als Sonnensymbole deuten wollte. Von solchen Scheiben kenne ich vier Beispiele aus der Gegend von mādaba: 1. in kfer abu bedd, Durchmesser 3 m, Dicke 39 cm[4]; 2. in el-ḳwedschije. Durchmesser 1,87 m, Dicke 38 cm[5]; 3. südlich oberhalb sel el-mehterḳa[6], Durchmesser 1,30 m, Dicke 21 cm; 4. in chirbet el-mchaijet, Durchmesser 2,10 m, Dicke 37 cm. Dazu kommt, von Conder gesehen: 5. bei wādi ḥesbān, eine Scheibe von 11′ 4″ Durchmesser und 3½′

[1] Erman, Ägypten, S. 420ff.

[2] A. a. O., S. 424.

[3] Schek. II 5, Tos. Er. VI 4, X 13, Schek. I 12, Chal. X 7. Damit hängt zusammen die alttestamentliche Bezeichnung des Toten als näfäsch, z. B. 3. Mos. 19, 28.

[4] Bei Conder, Survey of Eastern Palestine, S. 134; Musil, Arabia Petr. I, S. 216.

[5] Conder, a. a. O., S. 158.

[6] Wohl in der Ruine ṭell ḥāmi ḳurṣe, s. Musil, a. a. O., S. 344.

Dicke mit einem Loch in der Mitte von 2′ Durchmesser[1]. Nrn. 1—4 haben kein Loch in der Mitte und unterscheiden sich dadurch und durch die verhältnismäßig geringe Dicke von den üblichen Steinen der Ölmühlen, denen Nr. 5 sich beizählen läßt. Auch als Steine von Getreidemühlen sind sie nicht zu begreifen. Darin liegt die Veranlassung, ihnen eine symbolische Bedeutung zu verleihen, für welche man dann an das Sonnenrad denken könnte, das anderwärts oft abgebildet worden ist[2]. Trotzdem wird an einen gewerblichen Zweck zu denken sein. Die hebräische Bezeichnung gilgāl müßte sich eigentlich auf sie anwenden lassen. Doch heißen die Rollsteine der Ölmühle hebräisch nicht so, sondern mammāl, „Zerreiber".

Daß Steinkreise vor allem Gräber bedeuten, wird als wahrscheinlichstes Resultat der Umschau auf diesem Gebiet gelten dürfen. Daß sie von Gräbern unabhängige Heiligtümer waren, ist nirgends erweisbar. Für die römische Zeit wird von „Schranken" (hebr. ḳankellīn = κάγκελα, cancelli) berichtet, welche ein Götterbild einschließen konnten[3]. Das alte Thopheth bei Jerusalem soll sogar siebenfache Schranken enthalten haben[4]. Aber diese sagenhafte Vorstellung erlaubt keinen sicheren Rückschluß auf sakrale Steinkreise der alten Zeit.

So bleiben die zwölf Steine von Gilgal in bezug auf Herkunft und Stellung ohne sichere Deutung. Sollte man dort wirklich einen älteren Steinkreis an der Stätte des ersten Lagers als Zeugen des Durchzugs der Israeliten durch den Jordan gedeutet haben? Oder standen da bei einem rohen Altar zwei Reihen von je sechs Steinen, welche die Beteiligung des Zwölfstämmevolkes an seinem Dienste bezeugen sollten, und waren sie etwa selbst die pesīlīm (Schnitzbilder), welche bei dem Wege Ehuds zu den Moabitern erwähnt werden (Ri. 3, 19. 26), oder sind sie von ihnen zu unterscheiden? Wie dem auch sei, immer noch beweisen die alten und neuen Steinkreise Palästinas den uralten Brauch, durch Legung und Aufrichtung roher Steine Denkmäler zu errichten. Insofern stehen die Steine von Gilgal mit ihnen in geschichtlichem Zusammenhang.

---

[1] Conder, a. a. O., S. 193.

[2] Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa, S. 83 ff.

[3] j. Orl. 61c, Ab. z. 41b, 42d.

[4] Echa R. 1, 9. Bildlich wird von einem König gesagt, daß er von sieben Schranken umgeben sei, Schir R. 3, 4. Mit Unrecht haben die Ausleger hier aus den Schranken Zellen gemacht.

Inschrift eines Votivaltars in Samach am See Genezareth.

Mitgeteilt von Professor D. A. Alt in Basel.

Im Vorgarten eines Nebengebäudes der Bahnstation samach (am Süduser des Sees von Tiberias) fand ich während des Krieges eine kleine Sammlung von antiken Steinen, darunter auch einen Votivaltar, der eine bis jetzt meines Wissens nicht bekannt gewordene Inschrift trägt. Ich konnte diese leider nur ein einziges Mal unter ungünstigen Umständen[1] besichtigen und abschreiben; die Hoffnung auf eine spätere Gelegenheit, bei der ich sie gründlicher prüfen und einen Abklatsch nehmen wollte, hat sich mir nicht erfüllt. So darf die Gestalt, in der der Text hier erscheint[2], nur als vorläufig betrachtet werden; aber nachdem Dalman auf Grund einer brieflichen Mitteilung schon öffentlich auf die Inschrift hingewiesen hat[3], bin ich wohl verpflichtet sie vorzulegen. Mögen sich dadurch andere, die ihr Weg nach samach führt, zu weiterer Untersuchung anregen lassen!

Nur eine Seitenfläche des würfelförmigen Kalksteinaltars, dessen Profil keine bemerkenswerten Eigentümlichkeiten zeigt, wird von der Inschrift eingenommen; die drei anderen Seiten sind leer. Die Erhaltung des Textes läßt namentlich in den ersten Zeilen manches zu wünschen übrig; viele Buchstaben sind stark abgerieben, besonders zwischen σ und ο ist oft schwer zu unterscheiden. Aber vielleicht kann bei sorgfältiger Prüfung noch einiges aufgeklärt werden, was mir unsicher geblieben ist.

---

[1] Während des Aufenthalts auf einer Bahnfahrt im Februar 1918. Bemerkt hatte ich die Inschrift schon 1916 in der Dämmerung eines Novemberabends.

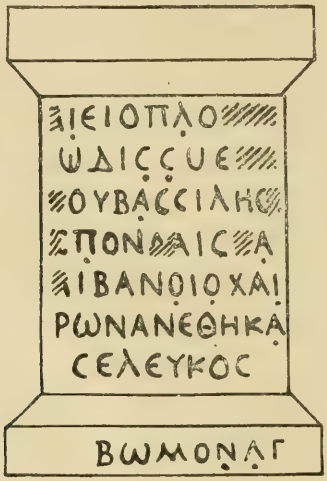
[2] Ich gebe meine Abschrift unverändert wieder; zweifelhafte Buchstaben sind wie üblich durch untergesetzte Punkte bezeichnet, das Profil des Altars nur schematisch angedeutet.

[3] Orte und Wege Jesu (1919), S. 368. Leider ist dabei auch eine zuerst von mir erwogene, aber bald als unmöglich erkannte Vermutung über Zeile 2 3 (Erwähnung eines Königs Seleukos) abgedruckt worden.

Die Zeilen 4—7 ergeben zusammen einen einwandfreien Hexameter:

[σ]πον[δα]ῖς [κ]α[ὶ] [λ]ιβάνοις χαίρων ἀνέθηκα Σέλευκος

„. . . habe ich, Seleukos, unter Darbringung von Trank- und Weihrauchopfern mit Freuden . . . errichtet", wozu dann in Zeile 8 das Objekt: *βωμόν* „den Altar" folgt. Die poetische Absicht, von der sich der Verfasser der Inschrift leiten ließ, erklärt alles Ungewöhnliche in der Stellung und Wahl der Wörter: *λίβανος* statt *λιβανωτός*, *χαίρων* vielleicht für *εὐχαριστῶν* oder *εὐχαριστήσας* „dankend", wie man in prosaischen Weihinschriften liest[1]. Wenn aber in diesen Zeilen der Text unverkennbar



poetisch gestaltet ist, so gilt dasselbe jedenfalls von der ganzen Inschrift[2]; auch in den verstümmelten Zeilen 1—3 erwarten wir demnach einen Hexameter und finden dafür in der poetischen Wortform *βασ⟨σ⟩ιλῆ[ος]*[3] am Ende von Zeile 3 sogleich eine Bestätigung. Nach dem üblichen Schema der Weihinschriften darf man vermuten, daß hier die Gottheit genannt war, der zu Ehren der Altar gestiftet wurde. In der Tat liegen in den auf . . *ει* und . . *ω* endigenden Wörtern am Anfang offenbar die zu erwartenden Dative vor, die die Bezeichnung der Gottheit enthalten; da diesen aber eine Reihe von Genitiven folgt, und zwar ein Gottesname

[1] Z. B. in einer Weihinschrift für Balmarkod aus dem Libanon: Ch. Clermont-Ganneau, Rec. d'arch. or. 1 (1888), S. 94 = W. Dittenberger, Or. Gr. inscr. sel. II (1905), S. 281, Nr. 589.

[2] Nur der Schluß, die auch äußerlich vom Vorhergehenden abgetrennte Zeile 8, entzieht sich der poetischen Form, wie häufig bei Epigrammen.

[3] Verdoppelung des *σ* von *βασιλεύς* z. B. auch in einer poetisierenden Inschrift von schêch miskîn: Ch. Fossey, Bull. de corr. hell. 21 (1897), S. 51, Nr. 45.

mit schmückenden Beiwörtern: *Διὸς .... ον βασ σ[εβ]αστ[ου]*, so ist wohl anzunehmen, daß die mit den Dativen am Anfang gemeinte Gottheit nicht mit ihrem eigenen Namen, sondern in poetischer Umschreibung nur nach ihrem Verhältnis zu jenem zweiten Gott bezeichnet war. So ergäbe sich unter Berücksichtigung der auszufüllenden Lücken etwa folgender Text der ersten Zeilen:

[ε]σ[ει ὀλλο]μ[ερ]ῳ[1] Διὸς [μ]ε[γάλ]ου[2] βασ σ[εβ]αστ[ου]

„Dem jugendlichen Sohne des großen Königs Zeus . . .". Das wäre allerdings kein regelrechter Hexameter; doch weiß man ja, daß sich die Epigrammdichter des sinkenden Altertums durchaus nicht immer streng an die Gesetze der Metrik gehalten haben[3]. Mehr als ein Vorschlag will aber natürlich diese Wiederherstellung des Textes, nach der die Weihung etwa dem jugendlichen Hermes[4] oder einem anderen auch in Palästina verehrten Sohn des Zeus wie Apollon oder Herakles[5] gegolten hätte, überhaupt nicht sein. Eine genauere Untersuchung des Steines bringt hoffentlich die Entscheidung; im übrigen steht es den Kennern der epigrammatischen Dichtung zu, das Urteil zu fällen.

Da samach anscheinend keine antike Ortslage ist[6], so kann unser Votivaltar wohl nur durch Verschleppung dahin gelangt sein. Aber niemand dort wußte mir anzugeben, woher er stammt. Das ist sehr bedauerlich; denn infolgedessen kann auch das Jahr seiner Weihung, das allem Anschein nach in dem *ιγ'* am Ende von Zeile 8 angegeben ist, verschieden gedeutet werden. Ist der Stein aus der nächsten Nachbarschaft

[1] Andere adjektivische Ableitungen von ὄλλυμι (ὀλλυμάχος usw.) kommen wohl weniger in Betracht.

[2] Das seltsame U wird ein unvollendetes oder verstümmeltes μ sein. Das ergibt freilich eine sehr bedenkliche metrische Abteilung, da dann das ι von Διός gegen alle Regeln als gedehnt betrachtet werden muß.

[3] Metrisch einwandfrei wäre die Ergänzung *Διὸς [Πλ]ε[ίο]ν[ος] βασ σ[εβ]αστ[ου]*; sie würde aber die Lücke kaum füllen.

[4] Vgl. die Weihinschriften von Hermesbildern im Pantheiligtum von Cäsarea Philippi (bāniās): C. I. G. 4538b (neuerdings R. E. Brünnow, MuNDPV 1898, S. 84) und in el-hejat (haurān): Ch. Clermont-Ganneau, Rev. arch. 3. Sér. 4 (1884), S. 277, Nr. 35.

[5] Belege für Apollon- und Herakleskulte in den hellenistischen Städten Palästinas bei E. Schürer, Geschichte des jüd. Volkes, Register [4] (1911), S. 28. 57. S. auch die von Dalman in ʿadschlūn gefundene Apolloinschrift und die „Gott und seinen Söhnen" gewidmete Inschrift in ʿammān, ZDPV 1913, S. 264.

[6] Vgl. Dalman, Orte und Wege Jesu, S. 180.

[7] Diese Buchstaben könnten sonst nur Abkürzung einer Weiheformel sein, etwa von *ἁγνῶς* (vgl. *ἁγνῶς καὶ εὐσεβῶς* in einer Inschrift aus Hīne: Fossey, a. a. O., S. 62, Nr. 70). Aber zu einer solchen Abkürzung lag hier kein Anlaß vor.

von samach dahingekommen, etwa aus Gadara (mkēs) oder Hippos (ḳal'at el-ḥōṣn)[1], so hat man sein Datum nach der sog. pompejanischen Freiheitsära zu berechnen, die in diesen Städten jahrhundertelang galt: ihr Jahr λγ′ = 33 entspricht in Gadara unserm 32/31 v. Chr.[2]. Dann würde der Altar zu den ältesten genau datierten Denkmälern gehören, die in Palästina bis jetzt zutage gekommen sind. Aber die Buchstabenformen der Inschrift[3] sprechen eher für ein jüngeres Datum, das etwa nach der Ära der römischen Provinz Arabia bezeichnet sein könnte; ihr Jahr 33 ist unserm 138/9 n. Chr. gleich[4]. Eine Verschleppung des Altars aus dem Gebiet dieser Provinz wäre leicht denkbar, da deren Westgrenze nur wenige Stunden östlich von samach lag[5]. Auch über diese Frage können weitere Nachforschungen am Ort vielleicht die nötige Aufklärung bringen.

[1] Dalman, a. a. O., S. 368, dachte an das alte Philoteria, das er wohl mit Recht in chirbet el-kerak am Ausfluß des Jordans aus dem See von Tiberias, also in nächster Nähe von samach, sucht.

[2] Vgl. Ed. Schwartz, Nachrichten d. Gött. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1906, S. 358 ff.

[3] Besonders das λ und das μ.

[4] Ed. Schwartz, a. a. O., S. 383 ff.

[5] Vgl. R. E. Brünnow und A. v. Domaszewski, Provincia Arabia III (1909), S. 264 f.

Butter, Dickmilch und Käse im Alten Testament.

Von Professor Dalman.

Zehnmal wird im Alten Testament das hebräische Wort ḥem'ā erwähnt, das die Griechen mit *βούτυρον*, die Lateiner mit butyrum übersetzen, und das deshalb in der Lutherbibel mit „Butter" wiedergegeben ist. Butter und Milch setzt Abraham im Hain Mamre den drei Männern vor, die er zu Gaste geladen hatte (1. Mos. 18, 8). Milch oder sogar Butter bietet Jael in herrlicher Schale dem feindlichen Gaste, den sie morden wollte (Ri. 5, 25). Mit Honig und Butter labt man in Mahanaim die mit David geflohene Mannschaft (2. S. 17, 29). Kuhbutter und Schafmilch sind neben Honig und Öl die Güter, mit denen Gott sein Volk reichlich ausgestattet hat (5. Mos. 32, 13 f.). Von Butter und Honig lebt Immanuel wie alle anderen aber auch noch im verheerten Lande Israels (Jes. 7, 15. 22). Bäche von Honig und Butter sind der Gewinn der Arbeit, der dem Gottlosen versagt wird (Hi. 20, 17), während der von Gott Gesegnete Butter und Öl in Fülle hat (Hi. 29, 6). Glätter als Butter (lies: mēḥem'ā) und gelinder als Öl sind die Reden des Falschen (Ps. 55, 22). Wie vom Stoß der Nase Blut hervorkommt, entsteht Butter vom Stoßen der Milch (Spr. 30, 33).

Die Bedeutung „Butter" für ḥem'ā haben auch die orientalischen Übersetzer des Alten Testaments anerkannt. Onkelos gibt es mit scheman wieder, das Christlich-Palästinische (Jes. 7, 15) mit schumēn, der Syrer mit ḥewtā, dessen Übersetzung durch „Butter" gesichert ist. Zu dem palästinisch-targumischen Äquivalent lewaj (vgl. lebā b. Erub. 53 b) kenne ich nur das in Aleppo wohlbekannte arabische lebe (leba) „Biestmilch"[1] als Gegenstück[2], so daß von daher nur die Schwerflüssigkeit des gemeinten

[1] In maʿān nannte man sie ḥaṯīne.

[2] Nach J. Löw, ZDMG 1908, S. 120, meint auch das palästinische Targum (1. Mos. 18, 8; 5. Mos. 32, 14: Hi. 20, 17; 29, 6) mit lewaj die Biestmilch.

Milchprodukts zu beweisen wäre. Ein besonders wichtiger Zeuge für orientalisches Verständnis von ḥem'ā ist Sa'adja. Er gibt es stets mit samn, dem arabischen Worte für die Schmelzbutter, wieder, und hat nur Spr. 30, 33 zibde, die Bezeichnung der frischen Butter, weil sie dort als das nächste Produkt des Stoßens der Milch zu nennen war. Das hebräische mīṣ gibt er dabei mit machaḍ wieder, dem technischen Worte des Schriftarabischen für das Hin- und Herstoßen des Schlauches oder Kruges beim Buttern. Dafür läßt sich anführen, daß das syrische mū', das als sein Äquivalent gelten kann, mit demselben arabischen Worte erklärt wird. Arabisch entspricht dann maḍḍ „schmerzen, beißen", nicht maṣṣ „saugen", das bei Gesenius-Buhl vorausgesetzt ist, wenn auf j. a. mūṣ „saugen" verwiesen wird.

Um das Verhältnis von Milch und Butter (1. Mos. 18, 8) zu bestimmen, werden Bereschith Rabba 48 von zwei Palästinern drei verschiedene Sorten der Butter genannt. Sie sind einig darin, daß die schlechteste Sorte (ḳibār), welche der groben Mehlsorte χιβαρός entspricht, der zwanzigste Teil der Milch sei. Die mittlere und die vorzügliche Sorte enthalten entweder $^1/_{60}$ und $^1/_{100}$ oder $^1/_{40}$ und $^1/_{60}$ der Milch, aus der sie hervorgingen. Die Sorten müssen sich dadurch unterschieden haben, daß sie mehr, weniger oder gar nicht mit Teilen der gesäuerten Milch und Wasser vermischt waren. In Aleppo sagte man mir, daß aus 100 roṭl Milch $5^1/_2$ roṭl frische Butter entstehen. Sie würde also der schlechten Butter jener Rabbinen entsprochen haben. Nach wissenschaftlicher Feststellung enthält die Milch von Kühen, Ziegen, Schafen 3,6, bzw. 4,8 und 6,9 % Fett neben 3,2 (bei Kühen und Ziegen) oder 5 % (bei Schafen) Käsestoff. Die frische Butter, welche noch 12—16 % Wasser enthält, würde also der 15,6.—22,9. Teil der Milch sein, wenn ihr gar kein Käsestoff beigemengt ist. Als das Beste von der Milch hat ḥem'ā jedenfalls da gegolten, wo man von der ḥem'ā des Gesetzes sprach, die zustande kommt, wenn die von der Jugend auf gesogene Milch vom Gesetzesgelehrten um des Studiums willen wieder ausgespien wird[1].

Der durch Stoß entstandenen ḥem'ā von Spr. 30, 33 wird nur die Butter entsprechen können, die doch nicht durch Pressen entsteht (so Steuernagel bei Kautzsch), sowenig wie vom Pressen der Nase Blut kommt. Nur der Quark hätte dieser Voraussetzung einigermaßen entsprochen, weil er durch das Auslassen des Wassers aus der dickgewordenen Milch entsteht. Das Stoßen oder Schütteln der Milch führt in anderer Richtung, und zwar zur Butter. Diese scheint auch besonders passend,

[1] b. Ber. 63b.

Aufnahme von L. Larsson, Jerusalem.

Das Stoßen des Butterschlauchs bei den Adwân-Beduinen auf den Steppen Moabs (S. 33).

wenn sie neben Honig genannt wird: nur will nicht zu ihr stimmen, daß sie Hi. 20, 17 in Bächen fließt und Ri. 5, 25 wie Milch aus einer Schale genossen wird. Dafür kann man sich nicht auf Hehn[1] berufen, nach welchem die Araber die Butter tranken. Denn ich finde dafür keinen Beleg, und es ist außerdem nicht denkbar, wie Butter hätte flüssig sein können, es müßte sich denn um ein unfertiges Produkt des Schüttelns gehandelt haben, etwa um die schäumende Form der Dickmilch vor der Absonderung des Fettes. Im heutigen Orient gibt es jedenfalls keine trinkbare Butter, obwohl seine Butter etwas weniger fest ist als die unsere. Die neue schwedische Bibel hat ḥem'ā meist mit „Sahnmilch" wiedergegeben und erklärt diese als eine im Orient „durch besondere Behandlung" bewirkte dickere Art der Milch, während sie Spr. 30, 33 an Käse denkt, wofür das Hebräische doch einen anderen Ausdruck hat. Es muß sich bei ḥem'ā um ein für die Volksernährung hervorragend wichtiges Produkt der Milch handeln. In welcher Richtung dies zu suchen ist, wird am ehesten eine Übersicht über die jetzt in Palästina üblichen Milchprodukte ergeben.

Der heutige Orient kennt nun jedenfalls keine Sahne, die auch höchstens im sauren Zustande abgenommen werden könnte, also auch nicht den Unterschied von Vollmilch und Magermilch, sondern die Milch zunächst als süße, dann als entweder infolge von Mischung mit Sauermilch oder Quark, nicht durch bloßes Hinstellen, sauer geronnene oder durch Mischung mit Labmagen süß geronnene. Die süße Milch (arab. ḥalīb) ist zwar für kleine Kinder wichtig, aber sonst wegen ihrer geringen Haltbarkeit von wenig wirtschaftlicher Bedeutung. Ganz anders steht es mit dem ersten Produkt der sauren Gärung, der Dickmilch (arab. leben, beduinisch rāib, rabīb), die außerordentlich beliebt ist und ebenso gern für sich wie in Mischung mit gekochter Grütze oder Reis genossen wird. Durch Ablassen des Wassers entsteht Quark (lebene), aus dem man Klöße formen kann, die man im trockenen Zustand kischk nennt. Vor allem wird aber auch aus Dickmilch durch Stoß (chaḍḍ) die Butter gewonnen, die im frischen Zustand zibde heißt, aber zur Aufbewahrung durch Aufkochen gereinigt wird und nun den Namen samn trägt. Aus der Buttermilch (schanīne, beduinisch leben) wird auch noch ein Quarkkäse (arab. dschibdschib) gewonnen, der der vorhergenannten lebene ähnlich, aber völlig fettlos ist und der zum Anmachen von Speisen dient. Bei der süßen Gärung der Milch gewinnt man zunächst ebenfalls eine Dickmilch (karische), die aber weniger benutzt wird. Durch Entfernung des

[1] Kulturpflanzen und Haustiere[6], S. 155.

Wassers entsteht daraus der eigentliche Käse (arab. dschibn), der Hi. 10, 10 als gebīnā erwähnt ist, die durch Gerinnen der Milch entsteht.

Wenn man unter den eben genannten Produkten der Milch zu wählen hat, kann als der Butter nahestehend und doch flüssig für ḥem'ā nur die durch saure Gärung gewonnene Dickmilch in Frage kommen, und es würde sich ergeben, daß man die aus ihr gewonnene Butter mit dem gleichen Namen bezeichnet hat. Nur wird in der Zeit, in welcher ḥem'ā Butter war, die Dickmilch zum mindesten einen besonderen Beinamen getragen haben, der sie entweder von der Milch oder von der Butter unterschied. Später diente dafür, wie es scheint, ḳōm[1], und im palästinischen Aramäisch ḥalbā meḳaṭṭerā „geronnene Milch"[2]. Davon unterschied man als mē ḥālāb[3] oder nisjābē dehalbā[4] die nach der Gärung beider Arten ablaufende Flüssigkeit (arab. mīs), die wirtschaftlich wenig verwertet wird.

So bleibt ungewiß, was Abraham den drei Männern vorsetzte. War es Butter, so sollte jedenfalls das Brot damit nicht geschmiert werden, was dem Orient fremd ist, sondern nur darin eingetunkt. War es Dickmilch, so sollten sie nach freier Wahl neben der Süßmilch sie nicht essen, sondern trinken.

Außer dem Käse erwähnt das Alte Testament als ein Milchprodukt (2. S. 17, 29) schephōt hab-bāḳār, worunter gewöhnlich Kuhkäse verstanden wird. Aber wenn der eigentliche Käse gebīnā hieß, käme nur Quarkkäse, den der Araber nie mit dem eigentlichen Käse verwechselt, in Frage, obwohl nicht gesagt werden kann, warum er von Kuhmilch gemacht wurde und diesen Namen führte. Aber mit größerer Sicherheit ist das späthebräische ḥubbāṣ[5] hierher zu rechnen, weil sein Verfertiger als meḥabbēṣ vom megabbēn, dem Käser, unterschieden wird[6]. Mit dieser Käseart könnten auch die zehn ḥarīṣē he-ḥālāb zusammenhängen, welche David dem Offizier seiner Brüder in das Lager Sauls bringt (1. S. 17, 18).

Es ist nicht ohne kulturgeschichtliche Bedeutung, daß die Hebräer zu den Völkern gehörten, welche Butter machten, wie das auch von den Nabatäern der römischen Zeit nach Strabo XVI 4, 24 feststeht. Dem

[1] Ned. VI 5.

[2] j. Ned. 39d.

[3] Machsch. VI 5, 6. Chull. 114a.

[4] b. Pes. 42a. Maimonides hat die Molken mit ḳōm zusammengeworfen, nach ihm Krauß, Talm. Arch. II S. 135.

[5] j. Pes. 33c.

[6] j. Sabb. 10c, Maaser. 50a, b. Sabb. 95a, Tos. Sabb. IX 13, Bab. mez. VIII 7. Krauß, Talm. Archäologie II, S. 135, hält ḥubbāṣ für Butter, wohl, weil er annimmt, daß das Buttern in der Aufzählung nicht fehlen könne.

klassischen Rom und Athen war die Butter fremd, wie denn auch bei den unkultivierten Völkern weder Butter noch Käse allgemein verbreitet sind[1]. Wir wissen nicht, wann die Butter zuerst in Palästina auftrat. Die älteste Erwähnung von hem'ā (Ri. 5, 25) könnte einer Zeit angehören, in der man noch keine Butter kannte. Die Eigenschaft, welche die arabische Butter Palästinas jetzt hat, daß sie im frischen Zustand sehr weiß ist und im Geschmack wenig gewürzig, dann als Schmelzbutter durch ihren starken, meist etwas ranzigen Geschmack allen damit gekochten Speisen nachteilig wird, dürfte aber auch ihrem ersten Auftreten eigentümlich gewesen sein, denn sie ist von der primitiven, nicht ganz sauberen Art der orientalischen Herstellung unabtrennbar.

[1] Schurtz, Urgeschichte der Kultur, S. 248.

Am Totentage auf den Friedhöfen von Aleppo.

Von Professor Dalman.

Öde, unsagbar öde sind die Friedhöfe von Aleppo; kein Strauch, kein Baum schmückt sie. Die christlichen Friedhöfe sind abschreckender als die moslemischen, denn diese haben in ihren aufrechtstehenden, mehr oder weniger verzierten Steinen doch ein Moment des Lebens und des Schmuckes, während jene ihre Gräber mit wahrhaft kolossalen viereckigen Steinblöcken beschwert haben, welche zu sagen scheinen: wer unter uns zur Ruhe kommt, wird nie wieder das Licht des Tages schauen. Das christliche Symbol des Kreuzes ist wohl hier und da eingegraben, aber nirgends so, daß es aus der Ferne auffiele. Mag die Sonne den kahlen ausgedörrten Erdboden unbarmherzig dem Auge enthüllen, oder das Mondlicht über den grauen Steinblöcken und den weißen Umfassungsmauern schimmern, immer ist es ein Bild der Trostlosigkeit, das diese Friedhöfe darbieten, und auch die protestantische Ecke derselben fällt nur durch besondere Massigkeit und Gedrängtheit der geschmackswidrigen Grabsteine auf. Im schneidendsten Kontrast zum „Frieden" der Gräber steht es aber, wenn ein jüdischer Leichenzug abends sich nach dem Friedhofe der Juden zu an den christlichen Friedhöfen vorbeibewegt. Eine Laterne wird vorangetragen. Eilig schreiten die Männer, welche den engen, knappbemessenen Sarg auf den Schultern haben; hinter ihnen her eilt das Gefolge. Kaum kommen sie in die Nähe des Kaffeehauses, bei welchem die Friedhofstraßen münden, so stürzen sich Kinder und junge Burschen auf sie, man ruft sie an, man wirft Steine, man hemmt die Träger, man zerrt sie, bis — womöglich — einigen der Sarg entgleitet, so daß sein eines Ende zu Boden fällt. Die als Polizei dienenden Soldaten der nahen Wache werden herbeigerufen. Sie nehmen einige Verhaftungen vor. Aber kaum sind die Juden nach ihrem Friedhof entronnen, läßt man die

Verhafteten wieder frei. Um der Juden willen, sagt die Polizei, setzen wir niemand ins Gefängnis. Ein widerwärtiges Schauspiel!

Würdiger sind die Begräbnisse der Christen, obwohl es uns stets unangenehm anmutet, wenn die weißverhüllte Leiche dem nur für den Transport zum Grabe benützten Sarge entnommen wird, um so in die Erde gebettet zu werden. Den leeren Sarg trägt dann ein Mann auf dem Rücken nach Haus. Ein Leichenzug bleibt mir vor anderen in der Erinnerung. In langer doppelter, weit auseinandergezogener Reihe schritten ihm eine große Zahl von Priestern voran, des nassen Wetters wegen auf Holzpantoffeln (kabkâb), denen Brettchen von Zweifingerhöhe untergesetzt sind, damit der Fuß trocken bleibe. Ein sonderbares Geschick war ohne Schuld dem Priester widerfahren, den sie beerdigten. Er hatte einen Riesenkrug gärenden Weines untersuchen wollen, dabei vom Dunst die Besinnung verloren und war mit dem Kopfe zuerst hineingestürzt. Der ungewöhnlich billige Preis des Weins, in dem er den Tod gefunden hatte, war der Anlaß, daß das peinliche Ereignis bekannt wurde.

Die christlichen Friedhöfe sind, seit man sie mit hohen Mauern eingeschlossen hat, in der Regel still. Es scheint für gewöhnlich nicht Sitte zu sein, die Gräber der Angehörigen aufzusuchen. Die Gruppen von Arak[1] trinkenden Männern, welche früher abends die Friedhöfe belebten, haben sich jetzt auf den offenen jüdischen Friedhof und die an ihn grenzende Wiese zurückgezogen und verhalten sich übrigens meist recht still. Wenn sie nach Hause ziehen, fehlt es zwar nicht an einigen angeheiterten Sängern. Aber da sie oft nur die Worte: jâ lêl enâm! — „o Nacht, ich will schlafen!“ — in auf- und abgehenden Kadenzen mit zitternder, näselnder Stimme variieren, kann man nicht eigentlich sagen, daß sie die Nachtruhe allzu unangenehm stören. Aber heute, am 15./28. August 1899, sind schon vor Sonnenaufgang die Friedhofstore geöffnet. Der sonst so stille Friedhof der Armenier ist von einer stets im Flusse befindlichen Volksmenge belebt. Die dahin führende Straße ist wie ein lärmerfüllter Marktplatz, auf dem die Stimmen der Verkäufer schreiend und kreischend ertönen. Gestern war der Tag von Mariä Himmelfahrt. In der armenischen Kirche hat man die Trauben und Feigen der diesjährigen Ernte gesegnet. Fromme Armenier haben erst jetzt begonnen, von der Frucht des Weinstocks zu essen, obwohl sie schon seit einem Monat reif und zu billigem Preise auf dem Markt zu haben ist. Heute ist nun der Tag der Toten. Ihnen widmet man jetzt wie zu Ostern einen zweiten Feiertag, damit sie sich nicht vergessen fühlen. Früher rief man die Priester, um an den

[1] So heißt in Palästina und Syrien der einheimische mit Anis gewürzte Traubenbranntwein.

Gräbern der Entschlafenen für ihr Seelenheil zu beten. Jetzt begnügt man sich damit, an den Gräbern Almosen auszuteilen, damit das Verdienst dieser Almosen den Toten zugute komme, und an den Gräbern der jüngst Entschlafenen zu weinen. Tatsächlich ist freilich von einer stillen Totenfeier nichts zu sehen. Das Ganze sieht mehr aus wie ein frohes Volksfest, zu welchem das Klagegewein an einzelnen Gräbern in schrillem Kontrast steht. Da kommt ein weißhaariger Mann mit einem Handkorb, welcher Brot in der hier üblichen Form kleiner runder Kuchen und gefüllte Gurken[1] enthält. Ihm nach stürmt die Jugend, einige alte Leute schlagen dieselbe Richtung ein, einen Blinden zieht der Knabe, der ihn führt, ebendahin. Der Mann besteigt ein hohes Grabmonument. Im Nu ist ein lärmender Volkshaufe um ihn versammelt. Hundert Hände strecken sich nach ihm aus. Die allzu Zudringlichen wehrt er mit Fußtritten ab und beginnt auszuteilen. Seine Absicht scheint zu sein, die alten Leute vorzugsweise zu berücksichtigen. Aber wenn er den Brotkuchen, die Gurke hinausreicht, sind sie rasch seiner Hand entrissen, und die besten Absichten des Gebers werden vereitelt. Einige Jungen eilen mit ihrer Beute davon und geraten ins Handgemenge mit anderen, die weniger glücklich waren als sie. Diese Pyramide lebhaft gestikulierender Orientalen mit dem Brotverteiler als Spitze bietet zweifelsohne einen belustigenden Anblick, und ich konnte nicht umhin, selbst Feigen, Weintrauben und Brot an einem Grabe verteilen zu lassen, um einer photographischen Kamera Gelegenheit zu geben, das Bild zu fixieren.

Weiter oben im Friedhof, nahe der ihn von der Straße abgrenzenden Mauer, sah man stillere Gruppen, dicht gedrängt um einen aus der Ferne unsichtbaren Mittelpunkt. Trat man an sie heran, so hörte man aus ihrer Mitte lautes Wehklagen und bitterliches Weinen. Das Volk stand mehr neugierig als teilnahmsvoll darum. Man stieg auf die Gräber, um die Totenklage, die hier vor sich ging, besser zu beobachten. Über einen der hier üblichen liegenden, aber hohen Grabsteine hatte man ein blumiges weißes Musselintuch gebreitet. Darauf waren langgestielte grüne Blätter eines mir unbekannten Krautes gestreut. Zwei silberne, oben spitz zulaufende Gefäße standen in der Mitte, aus deren einem eine zarte Rauchwolke emporstieg. Das eine ist das ḳumḳum, gewöhnlich mit Orangenblütenwasser gefüllt, womit man hier zuweilen die Gäste beim Verlassen eines Hochzeitsfestes besprengt. Das andere heißt mabchara;

[1] Die letzteren, mahsche genannt, werden aus der gerippten Gurkenart adschūr (Cucumis chate) gemacht. Man höhlt sie aus, füllt sie mit einer Mischung von Reis, feingehacktem Fleisch und Pfeffer und kocht sie in Wasser, dem man mit Saft von unreifen Weintrauben oder Granatäpfeln einen säuerlichen Geschmack gegeben hat.

angefeuchtetes Aloeholz — ʿūd — glüht darin auf Holzkohlen. Auch dies dient sonst zum Beräuchern der Gäste und ist wohl zu unterscheiden von dem in Ketten hängenden Räuchergefäß der Kirchen. Einige Frauen, ganz verhüllt in ihre schwarzseidene Habara, kauerten darum, den Kopf gegen den Stein geneigt. Von ihnen gingen die Klagelaute aus. Ein stets wiederholtes trostloses Jammern in den höchsten Tonlagen war es, beweglich anzuhören. Keine Christenhoffnung schien den Schmerz zu mildern. Als die Klage zu Ende war und die Frauen sich erhoben, um den Grabstein seines Schmuckes wieder zu entledigen, war in ihren Blicken indes nur zu lesen, daß sie befriedigt waren, der Sitte genügt zu haben. Sie hatten ihren Schmerz um den Entschlafenen öffentlich gezeigt und zugleich dem Toten bewiesen, daß er nicht vergessen sei.

Inzwischen nahm das lebhafte jahrmarktähnliche Volkstreiben im Friedhof und mehr noch vor seinem Tore seinen Fortgang. Je zwei Knaben gingen umher, von denen der eine zwei kleine Eimer mit Wasser, der andere eine große metallene Schale trug. Mit dem Rufe: Kalt! Kalt! wurde das Wasser angeboten, das man aber in Aleppo besser tut nicht zu trinken, wenn man nicht weiß, woher es stammt. Auch Verkäufer von Kringeln drängen sich durch die Menge. Sie haben ihre aus Brotteig gefertigte Ware auf einem runden oder langen Brett, das sie auf dem Kopf tragen. „Sechs Stück einen Metallik!“ (etwa 5 Pfennig) lautet ihr Ruf, bis die zunehmende Konkurrenz sie veranlaßt, sieben für denselben Preis zu bieten. Außer den Kringeln bekommt man bei ihnen auch kleine Stücke von stark gesalzenem Schafkäse. Aber auch süße Ware wird angeboten, Tortengebäck in der Form großer dicker Pfefferkuchen ist zu haben. Man nennt es poesielos ṣandūḳ „Kiste“, obwohl an der zarten Ware außer der viereckigen Form nichts an eine Kiste erinnert. Mehr Verständnis für Reklame zeigt der Erfinder des Namens für eine Art von Zuckerguß, welchen ein auf dem Boden kauernder Mann auf einem Brettchen vor sich ausgebreitet hat. Er nennt seine Ware aṣābiʿ baḳdāra „Finger der Baḳdara“ nach einer vormals hier berühmten Tänzerin. An die Rosenfarbe ihrer Hand sollen diese farbigen dünnen Zuckerplatten erinnern. Freilich bedarf man einiger Phantasie, um den Vergleich treffend zu finden, da die schokoladentafelähnliche Form der Zuckermasse nicht gerade den Fingern einer schönen Hand ähnelt. Doch ist es wahr, diese Tafeln schauen wenigstens nicht unappetitlich aus. Sie sind viel anziehender als die Mischung von Nußkernen, Mandelkernen und Honig, welche unter dem Namen ḥalwe „Süßigkeit“ vom Nachbar dieses Händlers angepriesen wird.

Ein Europäer hält sich am besten an die Früchte, die hier in großen

Körben an der Straße stehen. Da sind frische hellgrüne Feigen mit ihrem rötlichen süßen Fleisch, dunkelblaue Pflaumen in gewöhnlicher Form und Größe, aber auch andere klein und rund wie Kirschen. Ein Eselchen kommt mit zwei hohen Kisten, die mit den schönsten Weintrauben gefüllt sind. Man hat blaue und weiße, alle großbeerig, daneben aber von beiden Farben auch eine Sorte mit pflaumenähnlichen länglichen Beeren, die man hier „schöne Trauben", in Galiläa „Brautfinger" nennt. Der Preis wird uns vom Kaufen nicht abschrecken, denn man erhält 5 Pfund Trauben für 12 bis 30 Pfennig, je nach der Qualität, und 5 Pfund Feigen für 27 Pfennig. Gelbe Maiskolben werden in der Nähe auf einem kleinen tragbaren Tonherd, der wie ein großer, oben weiter, unten enger Blumentopf aussieht, geröstet. Unermüdlich fächelt der Verkäufer sein Kohlenfeuerchen mit einem geschwärzten Lappen, doch scheint der Absatz bei der großen Konkurrenz anderer Ware nicht sehr groß zu sein. Die gelben Zuckermelonen und die grünen, inwendig fleischroten Wassermelonen, die auf dem Markt in der Stadt eine so große Rolle spielen, hat man gar nicht erst herausgebracht, wohl weil man annahm, so konsistente Ware werde hier wenig Abnehmer finden. Die Tageszeit wäre allerdings kein Hindernis für den Absatz. Denn eine Wassermelone ist ein beliebtes Frühstück, und Knaben würden es für ein besonderes Morgenvergnügen halten, in dem lehmgelben Wasser des nahen Baches samt der Wassermelone ein Bad zu nehmen, sie dann am Ufer durch einen tüchtigen Stoß gegen den Boden zu zerbrechen und gemeinsam zu verzehren. Aber die Melone setzt immer voraus, daß man sich dabei in größerer Gesellschaft niederläßt. Dazu wäre hier auf der Friedhofstraße nicht der Ort. Aber der Gärtnerbursche in der weißen Filzkappe dort hat eine ganze Eselslast von der langen, 1 bis 2 Fuß messenden Gurkenart kutte. Bei dieser Ware, die roh gegessen wird, bleiben nicht wenige stehen und kaufen.

Die steigende Sonne hat inzwischen die Morgenkühle von etwa 29° C vertrieben. Auch im Schatten sind es 34° geworden, und jedermann meidet womöglich die schattenlosen Teile der Straße und des Friedhofs. Da mehrt sich verständlicherweise der Durst. Kein Bier, kein Wein, auch nicht der hier sonst viel getrunkene Arak wird geboten. Aber der nächstwohnende Kaffeewirt hat nicht versäumt, eine lange Reihe von Stühlen und niedrigen Sesseln an der Straße aufzupflanzen. In kleinen Täßchen wird der schwarze stark versüßte Trank geboten, der übrigens hier nicht so grundhaltig ist wie der eigentliche türkische Kaffee. Auch Wasserpfeifen sind in Menge zu haben. Der Bursche eilt geschäftig mit der Kohlenzange hin und her, um durch frische Kohlen den persischen Tabak

auf ihnen in Brand zu setzen und in Brand zu erhalten. Die Eingeborenen, und zwar Männer wie Frauen, lieben diese Pfeife zu rauchen, obwohl weder das besondere Anstrengung erfordernde Schlürfen des Rauchs noch das laute Gurgeln desselben im Wasser als besonders ästhetisch und anmutend gelten kann. Freilich ist zu fürchten, daß der Kaffee das einzige hier gebotene Getränk ist, dem wir Geschmack abgewinnen können. Jener Mann dort mit der hohen, oben in eine Spitze auslaufenden Blechkanne preist das warme, weißlich aussehende Getränk, das er zu bieten hat, namens sahlab. Versuchen wir eine kleine Schale davon! Aber wir werden Mühe haben, es zu trinken. Denn die darauf schwimmenden Zimtkörner werden uns mit dem widerwärtigen Geschmack der mit Milch und Zucker gekochten Stärke schwerlich versöhnen. Mit zwei Schalen klappernd, kommt ein sūs-Verkäufer vorüber. Durch den Ruf: būz schabāb būz! „Eistrank, junge Männer, Eistrank!" sucht er Käufer heranzulocken, obwohl es sehr fraglich ist, ob sein Trank jemals mit einem Körnchen Eis gekühlt wurde. Vor dem Leib hat er einen metallenen Behälter (sakk) für drei oder vier Metallbecher geschnallt, zur Seite hängt ihm ein Schlauch mit langem blankem Messinghahn (ras). Aus ihm läßt er in weitem Bogen sein Getränk in das Glas fließen. Die braune Farbe desselben erinnert in verführerischer Weise an deutsches Braunbier. Aber wenn wir es kosten wollen, tun wir besser, an den Tisch zu treten, an welchem dasselbe Getränk wirklich durch Eis gekühlt geboten wird, für eine Kupfermünze ein volles Glas. In der Mitte glitzert, auf eine Metallspitze gespießt, eine schneeweiße Eisscholle. Rechts stehen zwei große Kupferschalen mit der braunen Flüssigkeit. Von Zeit zu Zeit gießt der Verkäufer aus großer Höhe ein Glas davon in die Schale, teilweise wohl, um darin große Schaumwolken zu erzielen, teilweise um durch das laute Sprudeln des köstlichen Naß die Vorübergehenden anzulocken. Bleiben wir stehen, so wird er nicht versäumen, sein einziges Glas in der links vor ihm stehenden Schale mit Wasser auszuspülen, es mit sūs zu füllen, ein Stückchen Eis mit dem Messer zu schaben und das Geschabte mit der Hand vom Tisch in das Glas zu wischen. Mit der Überzeugung, daß es im Paradies nichts Besseres geben könne, wird er das Glas kredenzen. Aber nimm nicht zuviel auf einmal in den Mund! sūs ist Wasser, das auf zerkleinerten Süßholzwurzeln gestanden hat, und schmeckt somit wie aufgelöste Lakrize. Als ich mir ein Glas ins Haus holen ließ, entbot mir der Verkäufer, daß das Glas zu 2 Pfennig ohne Zweifel mich locken werde, für einen ganzen Taler nachholen zu lassen. Ich kam aber leider über den Schrecken des ersten Schluckes nicht hinaus.

Allmählich tritt der Tagesverkehr in sein Recht. Züge von je fünf bis zehn aneinandergebundenen Kamelen bringen in großen Säcken und Kästen Waren aus dem Osten von Mesopotamien oder vom Norden her. Männer, wohlbewaffnet mit Gewehren und Keulen, schreiten daneben. Einer reitet wohl auch und bietet durch sein stetes durch den Gang des Kamels veranlaßtes Vorwärtsnicken einen komischen Anblick. Lustig schwingen sich auch die bunten Schnüre an der hinteren Spitze des Sattels, während das Auge des Kamels gravitätisch und ernst dreinschaut, als gelte es schwierige Probleme des Lebens mit Bedacht zu lösen. Mit unbarmherzigen Stockschlägen oder durch beständiges Schwenken der Beine des Reiters angefeuert, trippeln Esel leichtfüßig daneben. Ein, zwei und selbst drei Reiter kann man darauf sehen. Wenn eine ganze Familie des Weges zieht, ist's gewiß der Vater, der auf dem Tiere thront, während die Frau, ihr Jüngstes auf der Hüfte oder auf der Achsel tragend zu Fuß hinterherwandert. Einige Maultiere bringen Ladungen von Wurzeln, die als Brennholz dienen. Ein Färber mit dunkelblau gefärbtem Arm treibt seinen Esel mit blauen Baumwollstoffen, wie sie die Bauern- und Beduinenfrauen hier zu ihrem hemdartigen Kleide verwenden. Er verfehlt nicht, unaufmerksam im Wege Stehende durch ḍahrak „dein Rücken!", oder bālak „deine Aufmerksamkeit!" von der ihnen drohenden Gefahr eines Zusammenstoßes zu benachrichtigen. Knaben eilen dahin mit Tellern auf dem Kopfe, in denen sie fein gehacktes Fleisch für die beliebte Speise kubbe[1] vom Fleischer nach Hause tragen. Die Männer gehen an die heut spät beginnende Tagesarbeit. Noch ehe es Mittag wird, verschwindet in der Nähe der Friedhöfe jeder Schatten. Die Tageshitze vertreibt jeden, den sein Geschäft nicht nötigt, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, von der Straße. Die Friedhöfe sind wieder tot und öde, und man gedenkt wehmütig des hohen Grases, der Rosen und Nelken und der Jasminbüsche auf den Gottesäckern der fernen Heimat.

Eine Woche später — am 5. September — sah man um Sonnenaufgang die Juden zu ihrem Friedhof wandern. Es ist ihr Neujahrstag, und man besucht die Toten, um an ihren Gräbern zu beten und Almosen zu spenden. Kein Jahrmarktstreiben, kein fröhliches Volksleben ist heut zu sehen. Ernst und schweigsam schreiten Männer und Frauen zum Friedhof hinab. Bettler, zum Teil in recht zerlumpten Gewändern, folgen ihnen. Sie bilden unten an der Gartenmauer, die den Friedhof begrenzt, eine Gruppe. Durch lebhaftes Gestikulieren und lautes Kreischen macht eine alte Frau sich hier besonders bemerkbar. Wer den Friedhof verläßt,

[1]) Die im Mörser zu Brei gestoßene Mischung von Fleisch und burrul (einer Art Grütze) wird gebacken oder in Klotzform gesotten.

Aufnahme von G. Dalman (16. 3. 1914).

5. Reihen von Malsteinen bei el-merēṛāt (S. 21).

Aufnahme von G. Dalman (1910).

6. Schechgrab mit Symbolen der Gastfreundschaft und Steinkreis bei libb (S. 22f.).

Aufnahme von Gertrude Schmidt.

7. Lic. Dr. Bernhard Schmidt als Mitarbeiter des Instituts Weihnachten 1913 im Muristanhospiz zu Jerusalem.

Aufnahme von E. Bender (1899).

8. Totenklage in Aleppo (S. 43).

drückt einem oder mehreren einige kleine Münzen in die Hand. Die Friedhofsbesucher haben sich über den mit Grabsteinen besäten Friedhof zerstreut. Wenn man von dem höher gelegenen Teile desselben herabblickt, sieht man hier einen einzelnen Mann an einem Grabe sitzen und die Friedhofsgebete aus einem Buche lesen, dort eine Gruppe von drei jungen Männern, welche stehend unter beständigem Neigen des Oberkörpers ihre Gebete verrichten, dort wieder eine ganze Familie, Männer und Frauen, über ein Grab gebeugt, hier und da einzelne Frauen in weißer oder schwarzer Verhüllung mit dem Haupt auf den Steinen. Von allen Seiten hört man das eintönige Murmeln der Grabgebete, untermischt von dem Schluchzen und Wimmern der klagenden Frauen. „O mein Sohn! du Hoffnung deiner Mutter! du Hoffnung deiner Braut!" ruft eine in Schwarz gekleidete Frau unzählige Male. Bald erhebt sie ihren Oberkörper und breitet ihre Arme aus, bald sinkt sie auf das Grab vor ihr, auf welches sie und andere kleine Steine gelegt haben zum Zeichen des Gedenkens. Ein Greis mit langem weißen Bart, offenbar ein Frommer vor anderen, eilt von Grab zu Grab, läßt sich den Namen des Verstorbenen sagen und spricht ein kurzes Gebet für ihn, wofür er hier und da ein Geldgeschenk erhält. Er nähert sich auch der jammernden Frau und sucht sie zu trösten, indem er sie daran erinnert, daß die Entschlafenen für sie beten. Sie entgegnet: „Warum sollen sie für mich beten, ich bin alt; mögen sie für meine Kinder beten!" worauf der Mann sich mit einem Fluche entfernt. Ein kleiner Knabe, ihr Sohn, versucht nun, sie aufzurichten, aber sie wirft sich nieder und liegt eine Weile jammernd am Boden. Endlich faßt sie sich, sie erhebt sich, zieht ihre schwarze Habara über den Kopf und wankt mit ihrem Sohn davon.

Wieviel menschlichen Schmerz, laut oder leise ausgesprochen, oder stumm getragen, bedeutet dieser Friedhof! Wie hart muß der Tod eines Angehörigen besonders hier empfunden werden, wo der nachts Gestorbene schon am Vormittag zu Grabe getragen wird. Vom Hingange des Freundes, den man gestern noch sah, hat man oft erst gehört, nachdem die Bestattung geschehen. Und doch, wie friedlich ist das Gesamtbild, das von der Friedhofshöhe dem Auge sich darbietet. Die Morgensonne glänzt auf den Gräbern und den weißen Gestalten der Frauen. Eine frische Morgenluft weht vom Westen her den Hügel hinauf. Friedlich zieht eine Herde großer schwarzer Ziegen mit einem gewaltigen Bock an der Spitze abwärts zur grünen Wiese, auf welcher die Färber ihre dunkelblauen oder schwarzen Tücher mit Steinen beschwert zum Trocknen ausbreiten. Über die lange Gartenmauer unten schauen die hohen Schilfbüsche, welche die Gärten umsäumen. Aprikosenbäume, Gruppen von

Eschen- und Maulbeerbäumen, mächtig wie unsere Ulmen, auch Weiden und Pappeln am Ufer des Baches ragen darüber. Mitten im Grün zeigen sich die Bogenfenster der Ruinen einer Mühle. Das große Schöpfrad unter einer der schönen Baumgruppen ist in Bewegung. Wir unterscheiden aus der Ferne die Pferde und Ochsen, welche seine Deichsel drehen, und den Mann, der, Peitsche oder Stecken schwingend, auf der Deichsel sitzt. Bauernfrauen in dunkelblauen und roten Gewändern reiten auf Eseln die Gartenmauer entlang der Stadt zu. Im Hintergrunde ziehen sich kahle Hügel in die Höhe, auf welchen man neuerdings Oliven- und Feigengärten angelegt hat. Wie grüne Punkte auf rotem Grunde nehmen sich die Bäume aus auf ihrem vegetationslosen Boden. Dahinter beginnt die Einöde, in ihrer ganzen Ausdehnung glücklicherweise auf unserem Standpunkt in der Niederung dem Auge verborgen. So sind Tod und Leben auch in der Natur ineinander verschlungen. Wohl dem, welcher ein Leben kennt, das über jeden Tod triumphiert. —

Als ich vor zwanzig Jahren solche Friedhofseindrücke in Aleppo sammelte, ahnte ich nicht, wie viele deutsche Krieger dort zu Grabe getragen werden würden und unter ihnen einer, der mir durch gemeinsame Liebe zum Heiligen Lande und durch gemeinsames Wirken an dem damals eben geplanten Institut in Jerusalem nahestehen sollte, an dessen Sterbebett durch eine wundersame Fügung meine Nichte mich vertrat, Lic. Dr. Bernhard Schmidt, der nun über das Grab hinaus in diesem Jahrbuch zu seinen Lesern redet. Seine Worte gelten dem Neuaufbau deutscher Arbeit nach dem Kriege und wollen als ein Mahnruf verstanden werden. Wir aber legen einen Kranz von Ölzweigen und Lorbeer auf das verlassene Grab in treuer Hut des Andenkens des den Seinen und uns Entrissenen und in Treue gegen das Ideal, das ihn fern von der Heimat auf einem Friedhofe Aleppos zur letzten Ruhe gebracht hat — als eine Saat auf Hoffnung.

Das Christentum in Palästina und der Krieg.

Eindrücke aus es-salt im Lande Gilead, Juli 1918.

Von Lic. Dr. Bernhard Schmidt †.

Silberheller Vollmondschein ist über die Landschaft ausgegossen. Ich stehe auf dem Dache des schönen, geräumigen Hauses, das als unser Hauptverbandplatz eingerichtet ist, neben mir ruhen auf Tragen die Kranken, die nach der Hitze des Tages noch die wohltuende Kühle des Abends genießen wollen und nun unter dem mit Oleanderzweigen gedeckten, von primitiven Stangen getragenen Schutzdach es sich so wohl sein lassen, als es ihr Zustand erlaubt. Ich stehe an die Brüstung gelehnt, die rings um das platte Dach läuft, und kann mich nicht satt sehen an all dieser stillen geheimnisvollen Schönheit, wie sie eben nur im Orient eine Mondnacht hervorzuzaubern vermag. Im weißen Glanze des leuchtenden Nachtgestirns liegen da vor mir die schimmernden Mauern der engzusammengedrängten Häuser mit ihren charakteristischen Kuppeldächern, die wie gut schließende Truhendeckel das verborgene Familienleben, das darunter sich abspielt, vor den Augen Unberufener zu verbergen scheinen; dazwischen starren jäh und unvermittelt aus dem Schatten die halbeingestürzten Mauerreste dem Verfall geweihter Hausruinen empor. Wie hier Licht und Schatten ohne scharfe Kontraste unmerklich ineinander übergehen, so bestehen nebeneinander, ja bauen sich aufeinander auf und lösen sich in ununterbrochenem Wechsel gegenseitig ab Verfall und Aufstieg, Krankheit und Wachstum, Tod und Leben, all diese Gegensätze wie hier in allen orientalischen Städten auf den engsten Raum zusammengedrängt. Das hell bestrahlte Häusergewirr zieht sich das schmale Tal entlang und steigt teilweise empor an den steilen Hängen, zwischen denen in schmalem Bette das reizende Städtchen es-salt eingebettet liegt. Dort oben auf halber Bergeshöhe glühen mächtige Feuer auf, die sich türkische Soldaten angezündet haben, und von dem Kamm des Bergzuges leuchten gespenstisch

und in raschem Wechsel die Blinkfeuer, mit denen unsere Soldaten ihre Signale weiter nach vorn an die Front geben. Mitten aus dem Gewühl der so malerisch über- und nebeneinander gereihten Häuser; die fast wie durch einen zufälligen Wurf wahl- und ziellos dahingestreut zu sein scheinen, erhebt sich der schlanke, typische Turm eines modernen Minaretts. Er bietet nichts Besonderes, man kann ihn ganz genau so in tausendfacher Wiederholung in jedem Orte des Orients wiederfinden, wo eine neue Moschee der üblichen Bauart errichtet ist; jetzt aber im hellen Mondenlichte erstrahlt diese weiße Kerze besonders stark und drängt sich einem als das Wahrzeichen des vor meinen Augen ausgebreiteten Stadtbildes auf. Es ist noch nicht lange her, da hat von dem Umgang da oben am Minarett der Mueddin zum letzten Gebete des Tages gerufen, nun ist's wieder ganz still geworden, nun reden wieder die weißen Steine, vom Mondeslicht zum Leben geweckt nach der einschläfernden, ausdörrenden Sonnenglut des vergangenen Tages, ihre geheime, leise Sprache; und der, welcher sie zu verstehen vermöchte, könnte so mancherlei vernehmen, was hinter diesen Steinen vor sich gegangen ist, was dort geplant, beraten, verübt und ausgeführt wurde.

Jedoch es ist zwecklos, sich müßigen Träumereien hinzugeben, und der Ort, der noch vor wenigen Monaten das von allem Wechsel des Geschehens in der großen Welt im wesentlichen unbehelligte, ungestörte Dasein einer orientalischen Kleinstadt geführt haben mag, ist seit kurzem der Schauplatz geworden, auf dem allerlei Gegensätze in leidenschaftlichem Kampfe sich gegenübertraten und wo auch heute noch recht viele Gewalten ihr Herrschaftsrecht ausüben. Vielleicht sind die jetzigen Zeiten die unruhigsten und außergewöhnlichsten, die es-salt seit Jahrzehnten erlebt hat. Ich sprach eben von dem Mueddin, der vom Minarett die Gläubigen zum Gebet rief; erst seit einigen Tagen wieder läßt er seinen Ruf erschallen, und auch jetzt noch können sich die Moslems nicht in der zu Füßen des Minaretts gelegenen Moschee zur Ausübung ihrer frommen Pflichten zusammenfinden, denn noch ist diese Moschee von deutschen Truppen belegt, und wo sonst die Gläubigen in der Richtung nach Mekka sich verneigten, da stehen jetzt in langen Reihen die mit Moskitonetzen verhängten Betten unsrer braungebrannten Khakileute, und an dem Brunnen am Vorhofe spielt sich ein für diesen Ort höchst sonderbares Leben ab, ein Leben, wie es jeder kennt, der je einen Blick in einen deutschen Kasernenhof und auf den darin befindlichen Brunnentrog geworfen hat. So ist vorläufig noch — wer weiß, wie lange noch — dieser gottesdienstlichen Übungen geweihte Raum seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen, und der Krieg mit seinen Bedürfnissen hat sich bis jetzt an diesem Orte als

die herrschende Macht erwiesen; aber der Ruf des Mueddins erklingt wie ein Kampfruf, man kann aus ihm das Verlangen heraushören, das diese geweihte Stätte wieder für Zwecke religiösen Lebens in Anspruch nimmt. Es ist, als ob hier etwas wie ein Kampf zwischen den Bedürfnissen des Krieges und den vorübergehend außer Kraft gesetzten Rechten des religiösen Alltagslebens sich ankündigt, und man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß diese letzteren binnen kurzem den Sieg davontragen werden[1]. Wo Kampf ist, da ist Leben, und so spürt man hier aus jedem Ruf des Mueddins die Gewalten, die im Leben der Bevölkerung sich betätigen und sich immer lauter und gebieterischer bemerkbar machen werden.

Aber es-salt beherbergt ja nicht nur Moslems, sondern viele Christen, hat mehrere Kirchen und ist das Arbeitsfeld verschiedener Missionsgesellschaften gewesen. Wie steht's mit diesem christlichen Leben am Ort, ist davon nicht auch etwas zu spüren? Die trefflichste Antwort auf diese Frage gibt mir ein Blick auf die zum Greifen nahegelegene, schöne, in der Talsenkung etwas bergauf sich erhebende, alte, römisch-katholische Kirche. Schweigend liegt sie da, vom Mondenlicht in ihrer schlichten Einfachheit besonders wirkungsvoll aus dem umgebenden Dunkel herausgehoben. Aber wenn wir genauer zuschauen, so bemerken wir die leeren Glockenstühle, und auf den stumpfen Türmchen, in welche die massigen Pfeiler nach oben ausliefen, fehlen die Kreuze; noch kann man deutlich erkennen, wie die Steine teilweise zerbrochen sind, als man diese Kreuze, die Wahrzeichen christlichen Glaubens, ebenso wie die Glocken gewaltsam entfernte. Wann ist das geschehen und von wem? Ich weiß es nicht genau: man sagte mir auf diese meine Frage, schon vor Jahr und Tag habe man diese Exekution verübt, weil die Kirche französischen Ursprungs sei, und als Frankreich unter die Feinde der Türkei in dem jetzigen Weltkriege trat, habe die Bevölkerung ihrem nationalen Empfinden in der angegebenen Weise Ausdruck verliehen. Ob diese Auskunft der Wirklichkeit entspricht, möchte ich noch stark bezweifeln, denn man sagte mir andrerseits, daß Christen und Mohammedaner in es-salt sehr verträglich und einmütig miteinander gelebt hätten. Nun, mag die christlichen Wahrzeichen entfernt haben, wer will, Tatsache ist, daß heute diese ehemalige römisch-katholische Kirche als türkisches Proviantmagazin benutzt wird. Es macht einen direkt Schmerzen bereitenden Eindruck, wenn man am Tage das Innere dieser Kirche betritt.

[1] Vierzehn Tage, nachdem ich die obigen Worte schrieb, war ihr Inhalt Wirklichkeit geworden. Die deutschen Soldaten wurden in andere Quartiere gelegt, die Moschee eine Weile geschlossen, und jetzt verrichten die Moslems wieder darin ihre Gebete.

Alles ist leer, aber der Altar steht noch, und die Heiligen und Personen aus Szenen der biblischen Geschichte, die auf den gut erhaltenen Wandgemälden dargestellt sind, schauen nun auf die Haufen von Gerste und Weizen und Graupen, die auf dem Fußboden aufgeschichtet sind, und auf die Menschen, welche beladene Säcke schleppen, oder auf die türkischen Beamten und die Araber, die wegen Fragen des Gewichts oder der Bezahlung gelegentlich in lauten Streit miteinander geraten. Mag diese Kirche im wesentlichen unversehrt stark und mächtig sich auf ihrem die Talsohle beherrschenden Platze erheben, in ihr ist kein Leben mehr vorhanden, hier hat der Krieg alle Daseinsäußerungen einer anders gearteten Welt zum völligen Schweigen gebracht.

Und wie steht's mit den andern Kirchen oder kirchlicher Übung geweihten Räumen in es-salt? In gewaltiger Höhe, von meinem gegenwärtigen Standorte aus nicht erkennbar, weil an den Berghängen eines abzweigenden Tales gelegen, schaut weithin und ist zugleich weithin sichtbar eine ganz neue griechisch-orthodoxe Kirche. Fast macht sie den Eindruck, als wäre sie noch gar nicht benutzt worden, als wäre nur ihr Äußeres vollendet gewesen, während die innere Einrichtung erst noch folgen sollte, denn von einer Bilderwand und andern kennzeichnenden Bestandteilen einer orthodoxen Kirche ist nichts sichtbar, nur nackte, kahle Wände schauen den Eintretenden von allen Seiten an. Über dem Eingangsportal ist unmittelbar unter dem bekannten das Kubuklion der Grabeskirche darstellenden Wappen des griechischen Patriarchats von Jerusalem die Jahreszahl 1914 erkennbar. Mit Ausbruch des Krieges ist offenbar der Weiterbau eingestellt worden. Jetzt ist die Kirche freilich bewohnt, vor ein paar Wochen noch von einigen wenigen Türken, welche auch ihre Pferde mit hineinbrachten, dann aber kamen deutsche Truppen und hielten gründliche Reinigung, und jetzt liegen auch hier deutsche Kameraden und freuen sich der unter der hohen Steinwölbung ihnen gebotenen angenehmen, verhältnismäßigen Kühle. Aber bevor die Deutschen dort einzogen, müssen andre Gewalten an der Arbeit gewesen sein; auch an dieser ganz neuen Kirche sind die Glockenstühle leer, und vor dem Eingange steht auf dem Boden, von den deutschen Truppen wie ein Wahrzeichen aufgestellt, eine halb zersprungene Glocke. Noch ist ganz deutlich sichtbar die russische Inschrift mit der Jahreszahl 1885, die um den Rand der Glocke läuft; vielleicht war sie ein aus einer russischen Kirche stammendes Ehrengeschenk des russischen Palästina-Vereins oder einer einflußreichen russischen Persönlichkeit, entsprechend dem Interesse und dem gewaltigen Einflusse, den Rußland im Frieden auf das Leben der orthodoxen Kirche Palästinas ausübte.

Schwächen immerhin hier deutsche Ordnung und deutsche Sauberkeit

den beklemmenden Eindruck ab, der in einem aufsteigt, wenn man auch dieses Gebäude durch die Gewalt des Krieges seiner natürlichen Bestimmung entzogen sieht, so fühlt man sich doppelt verletzt und direkt niedergeschmettert, wenn man in die dicht neben der neuen orthodoxen Kirche gelegene alte orthodoxe Kirche eintritt. Es ist dies eigentlich kein direkter Kirchenbau, nur ein großer Raum, aber eine kleine Glocke auf dem Dache kündet die gottesdienstliche Stätte an, und deutlich sind noch die einzelnen Teile zu erkennen: hier der Raum für die Gläubigen, das jeden äußeren Schmuckes bare, die nackten Steinwände aufweisende Schiff (ναός), und dort das Chor (βῆμα), der Raum für den amtierenden Geistlichen, beides getrennt durch einen steinernen, mit einfacher bunter Malerei verzierten Ikonostas, dessen leere Umrahmungen nur noch die Stellen angeben, an der früher die offiziellen Bilder und Türdurchgänge waren. Aber wie sieht es in all diesen Räumen aus! oder besser gesagt, wie sah es noch vor wenigen Tagen darin aus! Der Fußboden aufgerissen und die Steine durcheinandergeworfen, als hätten schätzegierige Hände darin herumgewühlt, die Kronleuchter mit ihren das typische orthodoxe Kirchenkreuz zeigenden Formen zertrümmert, verbogen, halb zerbrochen auf dem Fußboden und draußen vor dem Eingang umhergeschleudert, die Wände beschmutzt und aller mögliche Unrat überall ringsherum gestreut, ebenso wie die Überreste aller möglichen Bücher, die zerrissen und in Fetzen den Boden bedeckten. Auf dem Altartisch lagen noch die für den kirchlichen Gebrauch bestimmten großen heiligen Bücher, ich blätterte in verschiedenen Menäen und Evangelien-Büchern, ließ aber davon ab, weil einige alte Frauen, die in dem Kirchlein waren, zu klagen und weinen begannen, als sie die deutschen Soldaten mit den heiligen Büchern beschäftigt sahen. Andre sind dann weniger zartfühlend gewesen, tags darauf fand ich von all den Büchern nichts mehr vor, wohl aber kündeten mir Blätterfetzen mit dem schönen, großen, roten und schwarzen Druck der griechischen Lettern, die beim Quartiere türkischer Soldaten in der Nähe der Kirche im Straßenstaub lagen, daß andre geringere Gewissensbedenken gehabt hatten. Dies Bild der Verwüstung, das dieses alte, schlichte, ehrwürdige Kirchlein bot, einer Verwüstung, die erst in der jüngsten Vergangenheit erfolgt sein kann, ist heute nun auch inzwischen wieder beseitigt, denn, wie ich hörte, sind seit den letzten Tagen auch dort deutsche Soldaten eingezogen und werden dann für Sauberkeit gesorgt haben. Freilich, sie haben nach Fortschaffung des Unrats nichts weiter als kahle, nackte Wände angetroffen.

Steigt man von dieser Stelle, wo die alte und neue orthodoxe Kirche liegen, direkt zur Talsohle hinab, so sieht man schon von oben her ein Gebäude, auf dessen Dache noch jetzt eine Glocke hängt, also auch den

christlich-kirchlichen Versammlungsraum ankündigt; das war der Betsaal — wie wir etwa sagen würden, das Kirchlein der griechisch-unierten Christen, die hier auch eine Gemeinde hatten. Jetzt ist freilich auch nichts mehr von der ursprünglichen Bestimmung des Kirchleins zu merken, der Priester ist weg, die Gemeinde zerstreut, die Glocke verstummt. Eine deutsche Kraftfahrerkolonne hat dort ihr Standquartier aufgeschlagen, und wenn die schweren Lastautos, mit Munition oder Proviant beladen, dort zu ihrem Halteplatz fahren, dann wirbeln sie in dem Staub der Straße Wolken auf, die das ganze kleine Gebäude sekundenlang wie hinter einem Schleier verschwinden lassen. Eine andre Welt ist jetzt dort eingezogen: von der früheren zeugen nur noch einige Bücher, die teils zum gottesdienstlichen Gebrauche gehörten, teils der Bibliothek des im selben Gebäude früher wohnenden Priesters entstammten, und die nun von den Kraftfahrern in einem besonderen Zimmer aufgestapelt sind.

Die zurückgelassenen Bücher sind auch für eine andre christliche Gemeinschaft das einzige beweisende Zeugnis ihrer früheren Existenz in es-salt. An einem andern Teile der Stadt in der Nähe der vorhin erwähnten römisch-katholischen Kirche stieß ich in einem schönen Hause auf eine andre zurückgelassene, arg schon mitgenommene, teils arabische, teils englische Bibliothek, welche mir bewies, daß hier der Sitz der von der englisch-kirchlichen Mission hier gesammelten arabischen Christengemeinde gewesen sein muß. Von der Gemeinde selbst und einer Betätigung ihres religiösen Lebens ist aber ebensowenig etwas zu spüren, wie von den andern bereits genannten Gemeinschaften.

Ob es noch andere kirchliche Verbände kleinerer Art in es-salt gibt oder gegeben hat, kann ich nicht behaupten, ich vermute es aber, und zwar auch wieder infolge der Fetzen und herausgerissenen Seiten von religiösen Büchern, die ich in den letzten Monaten im Straßenschmutz habe verkommen sehen. Man konnte da die eigentümlichsten Sprachstudien anstellen; denn ich habe, abgesehen von den weitaus häufigsten arabischen, Blätter aus deutschen, englischen, französischen, italienischen, lateinischen, alt- und neugriechischen, russischen, hebräischen, syrischen und armenischen Büchern herumliegen sehen, und einmal kam mir direkt das Lächeln über solch ein Zusammentreffen an, als ich im Chor des vorhin erwähnten alten orthodoxen Kirchleins ein zerrissenes Blatt aus Caesars Bellum Gallicum auflas. Wie mag das dort hingekommen sein! Noch heute kann man überall in den Verkaufsständen und Läden Papierkartons mit der schönen großen Schrift der syrischen Kirchenbücher sehen, wie sie aus der Druckerei der Jesuiten in Beirut hervorgehen, jetzt mit Zigaretten gefüllt; das schöne starke Papier fand bei den erfahrenen Kaufleuten so-

gleich eine geeignete Verwendung. Ob aus dem Vorkommen dieser Proben syrischer Kirchenbücher auf das Bestehen einer maronitischen oder sog. syrianischen Gemeinde in es-salt geschlossen werden darf, möchte ich dahin gestellt sein lassen, eher möchte ich die Existenz einer armenischen Gemeinschaft annehmen, weil ich auf armenische Kirchenbücher in besonders reichlichem Maße gestoßen bin.

Also soviel steht fest, ein bunt gefärbtes, reichgestaltetes christlich-kirchliches Leben muß in es-salt früher bestanden haben, und das alles ist jetzt dahin, kein Glockenlaut ertönt mehr, der einen an die lieben Klänge der Heimat gemahnte, keinen Menschen sieht man Sonntags dem Gotteshause zustreben, keine christliche Schule sammelt die Kinder zur täglichen Arbeit, jedes Zeichen christlicher Betätigung ist verschwunden, ist wie weggefegt infolge der vernichtenden Wirkung des Krieges, der über den Ort jäh hereingebrochen ist.

Man kann diesen Zustand des gänzlichen Ausgestorbenseins alles christlichen Lebens nicht einfach darauf zurückführen, daß überhaupt die Stadt durch die kriegerischen Ereignisse der letzten Monate, die sie so stark betroffen haben, stark entvölkert worden ist (es mögen heute knapp ein Drittel der ehemaligen Bewohner darinnen leben), es müssen bestimmte Gründe dafür vorliegen. Denn allmählich kehren ja, nachdem die Engländer nach ihrem zweiten Vorstoß wieder zurückgeschlagen sind, die Bewohner langsam zurück, ein Laden öffnet sich nach dem andern, und der Marktverkehr nimmt namentlich infolge der Anwesenheit deutscher Soldaten mit ihren Bedürfnissen wieder geregelte Formen an. Aber bei allen Anzeichen einer allmählichen Rückkehr zu den normalen wirtschaftlichen Verhältnissen wird das christlich-kirchliche Leben davon in keiner Weise beeinflußt, hier herrscht nach wie vor die Ruhe und Stille des Grabes.

Um uns diese Tatsache zu erklären, müssen wir ein wenig mit den Gedanken in die Vergangenheit zurückgreifen: vielleicht kann ich am besten an der Hand meiner persönlichen Erlebnisse an diesem Orte eine Vorstellung davon geben und eine Erklärung dafür finden, daß die christlichen Gemeinschaften hier in den letzten kriegerischen Wirren vorläufig ihr Ende gefunden zu haben scheinen.

Zum erstenmal wurde ich mit es-salt am 14. April 1914 bekannt, als wir auf unserm schönen dreiwöchigen Ritt, der vorläufig der letzte für die Mitglieder des deutsch-evangelischen Instituts für Altertumskunde in Jerusalem sein sollte, vom nebi ôschaʿ herkommend dort Lager bezogen. Aber von jenem damaligen Besuch habe ich keine tiefergreifenden Eindrücke mitgenommen; wohl gingen wir mit Freuden durch die von einer geschäftigen Menge belebten Straßen der Stadt, betrachteten wohlgefällig

das lebendige Treiben an dem so besonders reichlich strömenden Brunnen, stiegen auch auf den Burgberg hinauf und besichtigten drunten die katholische Kirche, aber im übrigen war der Aufenthalt zu kurz, um diesen Ort kennen zulernen. Außerdem setzte auch noch starker Regen damals ein, der den Aufenthalt im Zelt besonders während der Nacht recht unbehaglich machte. Überhaupt verhüllte zunehmendes Wolkendunkel und mit dem Regen frühzeitig einsetzende Finsternis die landschaftlichen Reize dieses Städtchens, und als wir nach schlecht verbrachter Nacht frühzeitig dem Jordan zuritten, nahm ich eigentlich keine besonderen Erinnerungen mit.

Ganz anders lernte ich diese Stadt kennen, als ich in diesem Jahre (1918) an den Iden des März zu Fuß mit unserm Zuge der Sanitätskompagnie dort einzog. Wir kamen von ʿammān her, hatten eben die an allerlei Aufregungen und interessanten Erlebnissen reiche Expedition gegen die aufrührerischen Beduinenstämme um eṭ-ṭafile hinter uns und freuten uns bei dem schönen Marsch durch die im jungen Grün aufleben de Gebirgswelt über Gegend und Land, über Zeichen menschlicher Kulturarbeit (besonders in der Umgegend des bedeutenden Tscherkessendorfes ṣuwēliḥ), über Weinberge und Fruchtbäume, wie natürlich nach unserm längeren Aufenthalt da unten in der Steppeneinsamkeit. Noch denke ich mit besonderer Lebhaftigkeit daran, wie wir alle gleichsam gebannt und gefangen von dem überraschenden Anblick stehen blieben, als wir um die letzte schroffe Wegebiegung herumkommend die ganze Stadt so groß und malerisch gelegen an den Berghängen vor uns aufgebaut sahen. Damals herrschte im wesentlichen noch dasselbe geschäftige Treiben wie vor vier Jahren, als ich den Ort im Frieden kennen lernte. Man kaufte für billiges Geld dieselben köstlichen Rosinen wie dazumal, die Handwerker betrieben alle ihre Geschäfte, die Landleute brachten ihre Erzeugnisse zum Markte, alles kam uns freundlich entgegen und bezeigte den ungewohnten Gästen, den deutschen Soldaten, ein mit Neugierde gepaartes lebhaftes Interesse. Die römisch-katholische Kirche diente zwar damals schon als Proviantmagazin, auch von der anglikanischen Gemeinde war aus naheliegenden Gründen nichts zu spüren; aber französische Krankenschwestern verrichteten in einem Spital auch von Türken und Arabern mit Dank und Freuden genossene Dienste und zeigten uns durch ihre stille Tätigkeit die Macht, mit der die christliche Kirche auch durch die Hand schwacher Frauen selbst auf widerstrebende Gemüter noch wirken konnte und ständig wird wirken können. Auch die griechisch-unierte Gemeinde hielt noch ihre regelmäßigen Gottesdienste ab. Ich lernte auf einem dienstlichen Wege, der mich zu den Kraftfahrern führte, in deren Quartier den dort noch wohnenden und amtierenden Priester kennen, der sehr gut französisch sprach

und mir mit der größten Liebenswürdigkeit entgegenkam, als ich mich als Zunftgenosse entpuppte, ja der mich herzlich einlud, an den gottesdienstlichen Feiern der bevorstehenden Charwoche teilzunehmen. So ist es erklärlich, daß wir uns alle in es-salt recht wohl fühlten und hofften, in Ruhe noch geraume Zeit den ungewohnten Genuß des Wohnens in einem festen Hause unter massivem Dache empfinden zu dürfen, nachdem wir länger als ein halbes Jahr ausschließlich auf Zelte angewiesen waren.

Aber unsre Freude fand ein jähes, in dieser Form wohl von keinem erwartetes Ende. Vor der erdrückenden Übermacht der Engländer, die in den Tagen vor Palmsonntag von Jericho her über den Jordan vorstießen, mußten unsere geringen Truppen nach heißen blutigen Kämpfen und bitterschweren Verlusten weichen, und in der Nacht vom Palmsonntag zum 25. März war es entschieden, daß es-salt nicht mehr gehalten werden konnte, daß die Truppen versuchen sollten, sich in der Richtung auf 'ammân zurückzuziehen, um wenn möglich dort noch dem Feinde das Erreichen der Bahnlinie zu verwehren. Nie werde ich jenen 25. März vergessen, heftiger Regen setzte ein, der die mühsam hergerichtete Autostraße nach 'ammân binnen kurzem grundlos machte, und mühsam zogen Mannschaften und Tiere mitunter bis über die Knie im Schlamm ihren Weg. Ich will hier von militärischen Dingen so wenig wie möglich reden; genug, aus Gründen, die mir unbekannt sind, blieb unser kleiner Zug der Sanitäts-Kompagnie als letzter in es-salt, nachdem sämtliche deutschen und türkischen Truppen den Ort schon passiert hatten, und erst am Spätnachmittage, als es schon von allen Berggipfeln krachte und die englischen Granaten einschlugen, bekamen wir den Befehl zum Abrücken. Und da geschah das Unerwartete. Als wir in aller Eile unsre Kamele beluden, zunächst mit den Verwundeten, die in sogenannten Kakuletragen immer zu zweien von je einem Kamele fortgeschafft wurden, und dann mit unsern andern ärztlichen Geräten, Betten, Proviant usw., als jedes fertig beladene Kamel aus den engen Gassen einzeln auf die Landstraße geführt werden mußte, überfielen uns die arabischen Bewohner des Orts. Sie wußten, daß wir die letzten deutschen Soldaten waren, da glaubten sie sich mit Leichtigkeit in den Besitz der wertvollen Kamele und der kostbaren Ausrüstung setzen zu können. Aus allen Winkeln und Häuserecken schossen sie auf uns, setzten dem einzelnen Soldaten, der das bepackte Kamel begleitete, das Messer auf die Brust, schnitten ihm den Karabinerriemen durch, hieben mit Kolben auf den einzelnen von hinten ein, kurz es entstand ein furchtbarer Wirrwarr, der noch vermehrt wurde, als die Unsrigen, so gut sie konnten, sich zur Wehr setzten und die Schüsse erwiderten.

Daß hierbei unbedingt eine Beziehung der Bevölkerung zu den

Engländern bestanden haben muß, daß dieser Überfall sicher mit dem heranrückenden Feinde verabredet oder wenigstens von diesem unterstützt war, läßt sich daraus entnehmen, daß die Araber auf einmal über Handgranaten und leichte Maschinengewehre verfügten, die sie im Kampfe gegen uns verwendeten. Auch hörte ich von verschiedenen Seiten, daß die Engländer, als sie am Abend dieses Tages in es-salt einzogen, unter allgemeinem Jubel der Bevölkerung aufgenommen worden seien. Wie wir uns damals mit verhältnismäßig geringen Verlusten an Menschen aus dieser schweren Lage zu retten, ja sogar die Verwundeten noch durch das Feuer der Araber und der englischen Maschinengewehre, die schon von den Höhen her die Straße bestrichen, durchzubringen vermochten, das gehört nicht hierher. Der Vollständigkeit und der Aufrechterhaltung des Zusammenhangs wegen will ich nur erwähnen, daß wir gegen Mitternacht schließlich die Nachhut der weichenden Truppen in ṣuwēlih einholten und am nächsten Tage glücklich ʿammān erreichten. Damals wurden ja die Engländer in mehrtägiger erbitterter Schlacht, die um das alte Römerkastell von ʿammān tobte, namentlich infolge der Schneidigkeit eines deutschen Offiziers, der leider vor kurzem im Westjordanlande gefallen ist, unter schweren Verlusten zurückgedrängt und mußten sich trotz ihrer Übermacht bis an den Jordan zurückziehen. es-salt war wieder in türkisch-deutscher Hand. Ich selbst gehörte damals nicht zu den Truppen, die sogleich diesen Ort wieder in Besitz nahmen; denn unser Zug, der bei dem Araberüberfall fast sein gesamtes ärztliches Material und seine sonstige Ausrüstung eingebüßt hatte, mußte erst eine Weile hinten in der Etappe liegen bleiben, bis alles Fehlende wieder ergänzt war. So kann ich über die Ereignisse bei Rückkehr der türkisch-deutschen Truppen nach es-salt nur vom Hörensagen sprechen. Aus glaubwürdiger Quelle vernahm ich, daß die Stadt beim Einzug der Deutschen im wesentlichen von den Einwohnern verlassen war. Die meisten waren zusammen mit den weichenden Engländern geflohen, und sie hatten gut daran getan; denn die Türken und die Tscherkessen, deren Dorf ṣuwēlih von den Arabern, ihren Todfeinden, unter Bewilligung der Engländer geplündert worden war, nahmen blutige Rache. Gar oft in jenen Tagen knallte hier und da ein Schuß, und irgendein arabischer Bauer hatte dann seinen Tod gefunden. Manches Eigentum ist da geplündert und verwüstet worden, und aus jenen Tagen stammte auch die Vernichtung und Zerstreuung der heiligen Bücher, deren Fetzen ich kurze Wochen später im Staub der Straßen von es-salt noch herumliegen sah. Namentlich war es eine offene, von den Türken direkt ausgesprochene Behauptung, daß die christlichen Einwohner von es-salt sich als die Hauptschuldigen bewiesen hätten, daß sie die Parteigänger Englands seien und auch die eigentlichen

Urheber jenes Überfalls auf uns abgegeben hätten. Mir ist es zweifelhaft, ob dieser Vorwurf sich wird völlig nachprüfen und beweisen lassen, aber richtig und mit ihm übereinstimmend ist die Tatsache, daß gerade die Christen es vorgezogen hatten, sich mit den Engländern zu entfernen und durch Flucht sich vor bevorstehender Bestrafung zu retten.

Als ich einige Wochen später nach es-salt zurückkehrte, war der Zustand eingetreten, den ich eingangs schilderte, der Zustand völliger Ertötung alles christlichen Gemeinschaftslebens; kein Priester war mehr vorhanden, die Quartiere, in denen Christen gewohnt hatten, waren leer, teilweise zerstört und mit Unrat oder Schutt angefüllt. In den Läden, die sonst fleißige Handwerker beherbergten, standen jetzt Pferde türkischer Soldaten, und die Weinberge mit ihrer köstlichen, allmählich reifenden Frucht, die geflohenen Einwohnern gehört hatten, wurden im Auftrage der Regierung abgeerntet. Nur langsam und ganz allmählich kehrten einige der geflüchteten Einwohner zurück. So war der Plan der Leute, sich durch einen unerwarteten Überfall in Besitz wertvoller Tiere und Gegenstände zu setzen, zu ihren Ungunsten ausgeschlagen; denn nun mußten sie das Los heimatberaubter Flüchtlinge über sich ergehen lassen. Zwar mochten sie eine Wendung zu ihren Gunsten erhoffen, als es den Engländern in den ersten Maitagen gelang, es-salt zum zweitenmal zu besetzen. Aber zum zweitenmal mußten sie wieder weichen, und bei ihrem zweiten Aufenthalt in es-salt sollen die Engländer sehr scharf gegen die Bewohner vorgegangen sein, weil diese beim ersten erzwungenen Rückzug der englischen Truppen ebenso wie seinerzeit bei uns Überfallversuche gemacht haben. Wo sich eine Gelegenheit zum Überfall zu bieten scheint, da greift eben der Araber rasch zu, und politische Zuneigung zu der einen Partei oder Abneigung gegen die andre hat dabei wenig zu sagen. So hat auch die zweite vorübergehende Einnahme von es-salt durch die Engländer an den bisherigen Zuständen nichts geändert, und nun hoffen wohl die Flüchtlinge drüben im englischen Lager auf den bevorstehenden Winter und die in ihm zu erwartenden neuen Kämpfe. Wird es da den Engländern gelingen, dauernd in es-salt sich einzurichten, wird mit ihrem Einzug und der etwaigen Rückkehr der geflohenen arabischen Christen wieder christliches Leben in den jetzt völlig ertöteten christlichen Kirchengemeinschaften der Stadt sich entfalten?

Ich wage darauf keine Antwort zu geben, denn ich will mich grundsätzlich von allen militärisch-politischen Urteilen, soweit es nur irgend möglich ist, in diesen Zeilen fernhalten. Aber die Frage richtet unsern Blick in die Zukunft, und von der Zukunft, d. h. der christlich-kirchlichen Zukunft des Ortes es-salt, muß ich noch etwas sprechen, nachdem ich von

seiner Vergangenheit redete und zeigte, was für ein Ende ihr die Gegenwart bereitet hat. Wohlgemerkt, ein Prophezeien will ich mir natürlich sparen, denn Prophezeiungen haben, wie uns die Kriegszeit ein für allemal gelehrt haben sollte, keinen Wert; aber nachdem wir nun hörten, was war und was ist, drängt es uns, dem nachzufragen, was einst kommen soll und muß. Das trifft vor allem bei der Frage der christlichen Zukunft es-salt's zu; denn wenn wir hier ein wenig nachsinnen, gewinnt ganz von selbst unsre Betrachtung eine viel weitere Bedeutung. Das christlich-kirchliche Schicksal dieses Städtchens erhält typische Bedeutung für das Geschick der christlichen Mission in Palästina überhaupt, ja vielleicht gelten manche Wahrheiten und Erkenntnisse, die sich bei solcher Überlegung aufdrängen, für den Betrieb aller äußeren Mission, wie er sich nach dem Kriege notwendig ergeben muß. Diese Gedanken drängen sich mir so stark und zwingend auf, daß ich sie auszusprechen mich getrieben fühle, obwohl vor dem Kriege unsre deutsch-evangelische Mission in es-salt keinerlei Arbeit trieb und auch keine Aussicht vorhanden war, daß sie in absehbarer Zeit dort ihre Tätigkeit entfalten würde. Aber wir denken ja nicht nur an Ereignisse, die uns im eigenen Hause betreffen, in es-salt hat christliche Mission besonders geartete Erfahrungen machen müssen, aus diesen Erlebnissen kann und muß jede christliche Mission, auch die deutsch-evangelische, bestimmte Schlüsse und Lehren für ihre Zukunftsarbeit ziehen. Darum müssen wir alle, die ein Herz für Missionsarbeit haben, uns unmittelbar durch derartige Ereignisse zurufen lassen: tua res agitur. Wir müssen es als oberste Pflicht betrachten, auf jeden Fingerzeig zu merken, der uns durch Verwertung von Einzeldaten für die Fortführung des großen, gemeinsamen Missionswerks bedeutsam werden kann.

Wenn erst wieder einmal Friede eingekehrt ist, dann wird, so könnte man meinen, ganz von selbst das kirchliche Leben der Christen in es-salt seine früheren Formen wieder annehmen, die geflohenen Einwohner werden zurückkehren, die Missionsgesellschaften wieder ihre Arbeit aufnehmen, das, was jetzt zerschlagen und zerstört ist, wird ergänzt oder aufgebaut werden, die Zeit wird manches Schwere und für die Einwohner Bedenkliche allmählich vergessen lassen, die dann herrschende Regierung, was für eine es auch sein mag, wird auf die Dauer der christlichen kirchlichen Betätigung nicht ihre Zustimmung versagen können, und so wird allmählich alles wieder ins alte Gleis zurückkehren entsprechend dem konservativen Grundzug des Orients, der alle Veränderungen der Zeit siegreich überwindet. Das mag etwa die bei den meisten Christen vertretene Ansicht von der Zukunft ihrer kirchlichen Gemeinschaften in es-salt sein, und doch halte ich diese Ansicht für falsch. Der jetzige Krieg und die durch ihn hervor-

gerufenen Ereignisse haben doch das, was es mit dem Christentum der Bevölkerung in Wirklichkeit auf sich hat, zu grell beleuchtet, als daß man dort, wo man es mit dem Christennamen ernst nimmt, davor die Augen verschließen könnte. Mag die orthodoxe Kirche, die ja im wesentlichen von ihren Traditionen lebt und darum das Formale im Gottesdienst als das Wichtigste betrachtet, noch eine Zeitlang in es-salt und anderwärts zu den alten unveränderten Zuständen zurückkehren und mit ihnen sich zufrieden geben, jeder tiefer Blickende, ob es nun ein Franzose, ein Anglikaner, ein Deutscher oder sonst wer ist, wird zugeben müssen, daß der Krieg hinsichtlich aller Missionsarbeit an der arabischen Bevölkerung Palästinas — wie ja auf so vielen anderen Gebieten auch — uns gewaltsam und rauh vor die nackte Wahrheit gestellt, daß er uns so manche angenehme Illusion und Täuschung genommen und uns ganz neue Aufgaben vorgeschrieben hat. Folgende Punkte namentlich sind es, in denen sich die Besonderheit der durch den Krieg geschaffenen Zustände und der durch sie bedingten neuen Pflichten offenbart, und mit denen sich jede Missionsarbeit auseinandersetzen muß, die in es-salt oder sonstwo in Palästina den Wiederaufbau der erstorbenen Stationen betreiben will.

Zunächst muß jede Missionsgesellschaft, die auf ihren notgedrungen während des Krieges verlassenen Posten zurückkehrt, mit einem gewaltigen, allseitigen Verlust rechnen. Wie vieles wertvolle Material und Eigentum ist vernichtet oder unbrauchbar gemacht, wieviele Häuser, kirchliche Gebäude oder sonstige Räume halb oder ganz zerstört, wieviel Mühe und Kosten wird es machen, hier alles wieder auf den alten Bestand zu bringen. Inzwischen sind auch manche Stätten, die christlich-kirchlichen Zwecken dienten, von der Regierung mit Beschlag belegt, manche Wohnstätten geflüchteter und politisch verdächtiger Christen konfisziert worden. Neben diesem Verlust an allerlei wertvollen Immobilien steht aber noch viel schwerer wiegend und noch bedeutend schmerzlicher empfunden der Verlust an Menschen. Wie viele hat der Krieg dahingerafft, auch aus der Zivilbevölkerung, wie viele sind aus der freiwilligen oder unfreiwilligen Verbannung nicht mehr zurückgekehrt, wie viele vor allem haben sich sonstwie inzwischen nach allen Richtungen spurlos verlaufen. Es ist ja überall so; wo nicht eine junge in der Sammlung begriffene Gemeinde dauernd in fester Hand gehalten und geleitet wird, wirken die mannigfachen auseinandertreibenden Kräfte so stark, daß man erstaunt und entsetzt ist, wie spurlos die Früchte aller schon so erfolgreichen Arbeit binnen kurzem, und gar erst unter der mehrjährigen Einwirkung eines derartigen Krieges, wieder entschwinden können.

Aber der Verlust an äußerem Hab und Gut und auch der an

Menschen ist noch nicht das Schlimmste, beides läßt sich im Laufe der Zeit ersetzen. Viel furchtbarer und zunächst nur schwer wieder gut zu machen wird der Verlust an sittlichem Gehalt bei der Bevölkerung sein, die Verrohung des Gemüts, die Verwilderung der Gesinnung wird man bei der Wiederaufnahme der Missionsarbeit mit Schrecken zu empfinden haben. Schon bei uns in der Heimat, in den Ländern, die sich seit Jahrhunderten christlich nennen, ist ja diese sittliche Entartung als Folge des langjährigen Krieges auf Schritt und Tritt zu spüren, und auch bei uns werden sich für die kirchlich-homiletische und praktische seelsorgerische Arbeit daraus ganz neue Aufgaben ergeben. Aber hier unter der arabischen Bevölkerung hat die durch den Krieg bedingte Verrohung noch ganz andere Formen angenommen. All die bösen Leidenschaften und Instinkte, die im Volkscharakter begründet sind, die Mord- und Raubgier, die Sucht zu stehlen, zu plündern, zu übervorteilen, die Freude, durch Lügen und zur Schau getragene Freundlichkeit andere über die wirkliche Gesinnung täuschen und betrügen zu können, die Grausamkeit und gänzliche Gefühllosigkeit gegen die Leiden anderer Menschen, die man ruhig und ohne eine Hand zu rühren, am Wege im Schmutz der Straße verkommen läßt, ja deren Hilflosigkeit man vielleicht noch benutzt, um ihnen den letzten Rest ihrer armseligen Habe wegzunehmen, all diese und viele andere Laster und Fehler sind nach meinem Empfinden in einer sich entsetzlich dem Beschauer aufdrängenden Weise in der arabischen Bevölkerung während des Krieges zutage getreten und haben nach Ausschaltung der durch die christliche Beeinflussung früher wenigstens einigermaßen das Übel niederhaltenden Gegenwirkung nun freien Spielraum gewonnen. In noch ganz anderem Maße als bei der durch den Krieg verderbten Bevölkerung der europäischen Staaten kann man hier erkennen, daß das Christliche bei den meisten Arabern nichts anderes als dünner äußerlicher Firnis war, und daß diese Leute eben nichts anderes als Araber geblieben sind, ganz gleichgültig, ob sie Christen oder Muslim wurden; die Leute sind eine nach Anlage einheitliche Nation, das religiöse Bekenntnis ist durchaus Nebensache. Daß es nach dem Kriege hinsichtlich der sittlichen Beschaffenheit der Christen auch wohltuende Ausnahmen von der oben aufgestellten Behauptung geben wird, leugne ich nicht, doch ändern diese an dem Gesamtbilde nichts.

Diese erschreckende Einbuße an sittlichem Wert und Gehalt wird nach dem Kriege aller wieder neu einsetzenden Missionsarbeit sich so furchtbar spürbar machen, daß sie zunächst und lange lange Zeit noch die erbittertsten Kämpfe oft ohne Erfolg dagegen wird auszufechten haben. Und noch ein anderer, schwer wieder gutzumachender Verlust wird ihre

Bemühungen vielfach unterbinden und auf Jahre hinaus unwirksam machen: das Ansehen der Europäer ist in den Augen der arabischen Bevölkerung während des Krieges unendlich gesunken. Vor dem Kriege war es freilich auch immer so, daß sich der Muslim jedem christlichen Europäer gegenüber erhaben fühlte, aber anderseits genoß doch jeder christliche Abendländer ein besonderes Ansehen, übte die Zugehörigkeit zu einer trotz alles Widerstrebens doch von den Eingeborenen notwendig als höherstehend anerkannten Kulturform eine unbedingte Autorität aus, und jeder Reisende hat etwas von dieser besonderen Achtung merken können, die man ihm ganz unwillkürlich infolge der bei ihm vorausgesetzten Kenntnisse oder Fertigkeiten oder wegen des ihm durch seinen mächtigen Heimatstaat auch in der Fremde gewährleisteten Schutzes zu geben jederzeit bereit war. Ich bin fest überzeugt, daß diese selbstverständlich anerkannte, wenn auch mit Worten nicht zugegebene Überlegenheit des christlichen Abendländers manche Missionserfolge früher begründet hat. Mit dieser Achtung des Eingeborenen vor dem fremden Europäer ist es nun vorbei: zu deutlich ist es den Arabern gemacht worden, wie diese europäischen, sich christlich nennenden Völker sich mit allen Mitteln grausamster Kriegsführung und gewissenlosester Lüge und Verleumdung gegenseitig befehden. Man kann es ihnen nachfühlen, daß der die „Franken" umgebende Nimbus nun geschwunden ist, daß sie darum noch viel weniger als bisher bereit sein werden, sich von ihnen leiten und beeinflussen zu lassen. Die Mission wird unter diesen veränderten Umständen schwer zu leiden haben. Man tut gut, sich vor allen Illusionen zu hüten, wir müssen der Wahrheit ins Gesicht sehen, die uns mit aller Bestimmtheit lehrt, daß durch den Krieg unser Ansehen als Europäer aufs empfindlichste erschüttert ist, daß jeder einzelne, daß vornehmlich alle christliche Missionsarbeit unter diesem Verlust der bisher gezollten hohen Einschätzung zu leiden haben wird.

Aber selbstverständlich dürfen uns solche Erkenntnisse nicht mutlos machen; im Gegenteil, mit den Schwierigkeiten und Hindernissen muß auch unser Wille, sie zu überwinden, erst recht wachsen. Ja, ich behaupte: als oberste und allgemeinste Pflicht aller künftigen Missionsarbeit in Palästina muß gelten: nur keine Herabminderungen der christlichen Forderungen, nur kein Herabsinken des sittlichen Ideals. Mag die Zahl derer, die man zu gewinnen vermag, noch so gering sein, mögen noch so viele Jahre vergehen, ehe die werbende Arbeit des Missionars sich belohnt macht, lieber auf alles verzichten, als mit halben Erfolgen sich zufrieden geben oder durch Anlegung eines minderwertigen Maßstabes sich mit den ungünstigen Verhältnissen abfinden. So paradox es klingen mag und so wenig es den sonstigen Grundsätzen christlicher Verkündigung in

der Völkerwelt zu entsprechen scheint, vielleicht ist die notwendige Haltung des künftigen Missionars unter der arabischen Bevölkerung Palästinas zu einem nicht geringen Teil ein gewisses Zuwarten, bis wirklich echter Hunger nach Lebensbrot in den Menschenseelen fühlbar wird, ein Ansichherankommenlassen der Leute, bis sie endlich merken, daß ihnen etwas fehlt, wofür sie im Christentum Rettung, Hilfe, belebende Arznei finden können. Stark ist immer der, der warten kann, darum wird der ruhig Zuwartende trotz aller Mißerfolge, die er täglich erlebt, doch schließlich überzeugender wirken, als wenn er den gleichgültigen Araber durch fortgesetzte Werbungen zu gewinnen sucht. Diese Regel glaube ich aufstellen zu müssen im Hinblick auf einen Grundzug des arabischen Charakters, der überall zutage tretenden Eitelkeit und Selbstverherrlichung. Der Araber ist, wie mir Kenner des Volkes sicherlich bestätigen werden, mit sich stets völlig zufrieden, bewundert seine Leistungen und Fähigkeiten, darum ist Grundbedingung für alle wirklich veredelnde christliche Umgestaltung, daß ihm diese Selbstbeurteilung erst einmal zerbrochen wird. Und Vorbedingung ist wieder, daß er niemals den Eindruck gewinnt, als umschmeichele man ihn, als laufe man ihm aufdringlich nach; besser, er bleibt außerhalb der christlichen Gemeinschaft, als daß er diese Wahnvorstellung von seiner eigenen Vortrefflichkeit mit ins Christentum hinübernimmt. Es wird Aufgabe des Missionars sein, mit feinem Takt den einzelnen fühlen zu lassen, daß nicht das Christentum ihn braucht und glücklich ist, ihn zu seinen Bekennern zu zählen, sondern daß er das Christentum braucht, daß er nicht den geringsten Grund zu irgendwelcher Art von Selbstverherrlichung hat, ja daß er ein Kranker ist, der erst durch Anschluß ans Christentum Rettung und Genesung finden kann. Solche Erkenntnis dem einzelnen beizubringen wird furchtbar schwer sein. Aber darum ist sie nicht minder nötig und muß mit taktvoller, aber sicherer Gelassenheit und Ruhe dem einzelnen zu Gemüte geführt werden, mag darum die sich sammelnde Gemeinde noch so gering und dürftig bleiben, und mögen all die angesehenen und stolzen Leute sich darum von ihr fernhalten. Ja, ich meine sogar, die Kleinheit der christlichen Kreise wird und muß die erwünschte Möglichkeit geben, eine wirksame Kirchenzucht auszuüben, und diesen heutzutage so unbekannten Begriff zu einer praktischen Wirklichkeit wieder werden zu lassen. Die hiesige Bevölkerung hat neben den vielen schlechten Eigenschaften, die ich bisher allein nannte, auch mancherlei gute Anlagen, aber sie braucht jemanden, der sie mit starker Hand leitet und diese guten Keime durch zielbewußte, energische Führung zur Entfaltung kommen läßt. Bei aller Selbsteingenommenheit sind die hiesigen Araber doch im Grunde große Kinder und müssen gegängelt

werden. Darum wäre es das Falscheste, wenn man ihren ersten Äußerungen eines für die christliche Religion bezeugten Interesses zu großen Wert beilegte und sie allzu bereitwillig bei sich aufnähme. Nein, nochmals sei es betont, gerade ihnen gegenüber halte man das christliche Ideal so hoch wie nur möglich, lasse man sich nie durch die Ungunst der Verhältnisse beeinflussen, ihnen auf ein niedrigeres Niveau entgegenzukommen. Ruhiges Abwarten auf Zeichen wirklichen Ernstes, gewissenhaften Heilsverlangens und tatsächlicher Bewährung ist daher vor allem am Platze, und scharfes Einschreiten gegen alle Eitelkeit, ja gelegentliches Ausmerzen des selbst gefälligen Unkrauts machen selbst die kleinste Gemeinschaft nicht ärmer, sondern geben ihr die nötige Reinheit und Stoßkraft, die überzeugender wirkt als große Massen und Zahlen.

Mit der Aufstellung dieses obersten Grundsatzes: auf keinen Fall vor der Ungunst der Zeiten und Umstände kapitulieren und erst recht jetzt das, was an Umfang und Menge fehlt, durch möglichste Reinheit und Güte des Gehalts ersetzen, sind wir schon zu der Frage nach der Art des künftigen Missionsbetriebs übergegangen, und die allgemeine vorangestellte Grundregel ist jetzt noch durch einige konkretere Angaben zu verdeutlichen. Vor dem Kriege ist in Palästina von den verschiedensten Seiten, Kirchen, Nationen, Kongregationen, großen und kleinen Gemeinschaften eine reiche Missionsarbeit geleistet worden, und niemand darf es leugnen, daß sich hierbei heiligster Ernst und Gewissenhaftigkeit immer wieder betätigt und auch wertvolle bleibende Erfolge hervorgerufen hat. Aber neben diesen, nicht genug anzuerkennenden, selbstverleugnenden Bemühungen hat es doch auch eine Art von Missionswerk gegeben, das sittlich gefährdend und schädlich wirken mußte. Ich denke da vor allem an den unschönen Wettstreit der einzelnen Nationen oder Konfessionen, eine wollte immer die andere überbieten durch Großartigkeit der Gebäude, durch Reichtum und Pracht der Stiftungen usw. Es war wie ein Wettrennen zum Zwecke der Gewinnung der Seelen, und das dadurch naturgemäß sich ergebende Gefühl der Bevölkerung, wie wertvoll sie doch sein müsse, wenn sich die fremden Nationen förmlich um sie rissen, mußte verderblich auf das Grundübel der ihr angeborenen Eitelkeit wirken. Jeder, der in Palästina war, wird mir zugeben, einen wie unsympathischen Eindruck das Gebahren mancher eingeborenen Christen auf uns gemacht hat, wie sie mit einer Selbstgefälligkeit auftraten, zu der wir nicht die mindeste Berechtigung entdecken konnten. In dieser Art des sich gegenseitig Überbietenwollens, wie sie mancher Missionsarbeit im Frieden in Palästina eigen war, lag aber im Grunde ausgesprochen, daß hier nicht um der Sache selbst, um der Verkündigung des Evangeliums willen, gearbeitet

wurde, sondern aus irgendwelchen Nebenabsichten, und diese Nebenabsichten, namentlich die Rücksichten auf irgendwelche zu gewinnenden Vorteile nationaler oder kultureller Art, sind für die Araber vielfach die entscheidenden Faktoren bei ihrem Anschluß an diese oder jene Kirchengemeinschaft gewesen. Dadurch, daß sie sich von dieser oder jener nationalen Missionsgesellschaft gewinnen ließen, meinten sie nun den Schutz des durch jene Gesellschaft irgendwie repräsentierten Landes oder Staates zu genießen, oder hofften, durch den Erwerb irgendwelcher wissenschaftlichen, sprachlichen, technischen oder sonstigen Kenntnisse und Fertigkeiten den Grund für ein besseres Fortkommen im wirtschaftlichen Leben zu legen. Die christliche Beeinflussung trat gegen den Willen der Gründer und Anfänger solcher Missionstätigkeit an der arabischen Bevölkerung tatsächlich oft ganz zurück, ja an manchen Stellen wurde mit der Zeit bewußt die Übermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten des äußeren Kulturlebens als der Zweck aller Betätigung proklamiert. Nach dem Kriege wird nun darin eine völlige Umkehr eintreten müssen und alle Missionsarbeit muß allein und ausschließlich religiös, rein um der Sache willen betrieben werden. Es wird eine viel bescheidenere Arbeit werden, wenigstens soweit man auf die äußeren Erfolge blickt, man wird dann nicht mehr über zugkräftige Mittel verfügen, die auch den Gleichgültigen in eine lose Verbindung mit dem Christentum bringen, man wird auch auf die Hilfe des hinter der einzelnen Gesellschaft stehenden Staates und die gewinnende Macht, die in diesem Zusammenhang mit dem Staate lag, bewußt verzichten, aber was bei solch einfacher schlichter Evangelisationsarbeit schließlich an Erfolg herauskommt, wird wahrer, standhafter und darum auch wertvoller sein. Ich meine, aus den Erfahrungen dieses Krieges müßten wir gelernt haben, daß der Mensch, der primitive nicht anders als der kultivierte, vor allen Kulturgütern und Fertigkeiten technischer und sonstiger Art sittlich-religiöse Beeinflussung nötig hat. Man kann wohl einem Araber nützliche englische oder französische Sprachkenntnisse bei seiner Begabung leicht beibringen, man kann ihn vielleicht auch in die pharmazeutische, die medizinische Wissenschaft einführen, aber mit alledem gibt man ihm Steine statt Brot. Er braucht christliche Zucht, braucht christliche Anleitung, und zwar nicht bloß nebenbei neben anderen Gütern, sondern er braucht die christlichen Gaben und Kräfte als das wichtigste und vorläufig einzige Gut, das ihm das christliche Abendland schuldet.

Ich bin damit auf den Schulbetrieb zu sprechen gekommen. Im Gründen und Unterhalten von Schulen sahen ja auch schon vor dem Kriege die verschiedensten Kirchen und Missionsanstalten eine ihrer vornehmsten Aufgaben in Palästina. Selbstverständlich muß auch weiterhin

die Schule eines der wichtigsten Mittel, ja vielleicht das Hauptmittel sein, durch das die Bevölkerung christlich beeinflußt werden soll, und selbstverständlich ist es auch, daß in einer Schule auch Fertigkeiten und Kenntnisse überliefert werden müssen. Aber das oberste Ziel in den künftigen Schulen unter der arabischen Bevölkerung Palästinas muß die praktische religiöse Beeinflussung der Jugend sein. Ich weiß wohl, daß dem mancherlei Schwierigkeiten gegenüberstehen und daß man durch dauerndes Moralpredigen bei Kindern nichts ausrichtet. Aber trotzdem bleibe ich bei meiner Forderung stehen, ich meine, auf Schritt und Tritt wird der, welcher es mit arabischer Jugend zu tun hat, Gelegenheit finden, sie praktisch zur Betätigung christlicher Pflichten anzuleiten, ohne abstrakt oder langweilig zu werden. Denn das ist ein Eindruck, der sich immer von neuem bei jedem Gang durch die Straßen des Städtchens aufdrängt: trostlos ist die sittliche Verwahrlosung der Jugend, sie ist es nicht erst infolge des Krieges geworden, sie war es schon vorher, und zwar deshalb, weil in der Regel die arabischen Eltern von irgendeiner Erziehung ihrer Kinder keine Ahnung haben. Man sehe sich diese Kinder einmal an, womit sind sie beschäftigt? Nur die ganz kleinen mit Spielen und harmlosem Zeitvertreib, die Mehrzahl, namentlich die Jungens, beteiligen sich in einem Alter, wo bei uns noch keiner daran denkt, an Geschäften; Kinder sind es, welche man feilschen, betrügen und übervorteilen sieht, Kinder, die sich wie Gleichberechtigte mit den Erwachsenen zanken und beschimpfen. Nie habe ich so sehr wie hier in es-salt die täglich wiederkehrende Beobachtung gemacht, mit welcher Nichtachtung die kleinsten Knirpse erwachsenen Männern und Frauen mit grauem Haar gegenübertreten, so daß man sich unwillkürlich fragt, wie können sich diese Alten solch ein Gebaren gefallen lassen, warum findet solch bodenlose Unverschämtheit nicht sofort die gebührende Sühnung. Wie das arabische Kind scheinbar ohne Gewissensbedenken (noch in ganz anderm Maße als sein europäischer Altersgenosse) Tiere quält und martert, weil es die Grausamkeit gegen die Tiere auch bei den Erwachsenen ständig vor sich sieht, so begeht es — ein oft wiederkehrender Anblick — unter lautem Gelächter seiner Kameraden allerlei Roheiten und Gefühllosigkeiten gegen alte, blinde, hilflose Arme und Kranke. Man wende mir nicht ein, das arabische Kind sei eben früher entwickelt und zeitiger herangereift als das europäische: diese an sich richtige Tatsache ändert nichts daran, daß die meisten arabischen Kinder ohne Erziehung aufwachsen. Strenge Beharrlichkeit seitens der Eltern findet man so gut wie nie, in der Regel ertrotzen die Kinder ihren Willen und zwingen die Eltern zum Nachgeben; gelegentlich tritt wohl auch einmal eine über das Maß hinausgehende körperliche Züchtigung ein, aber meistens werden sie verzogen

und von einem Sichbeugen unter eine zielbewußte, stetige, sicher und bestimmt leitende Hand ist fast nirgends die Rede. Daß aus solchen Kindern ein eitles, anmaßendes, zu allerlei schlechten Taten jederzeit leicht geneigtes Geschlecht heranwächst, namentlich wenn es noch soviel Zeit zum Müßiggang hat, wie es tatsächlich der Fall ist, liegt auf der Hand. Und darum muß es vornehmste Aufgabe alles Schulbetriebs sein, die arabischen Kinder es in ständiger Berührung mit den Pflichten des Alltagslebens spüren zu lassen, was christliche Erziehung ist und was solche christliche Zucht von ihnen fordert. Elementarkenntnisse und -fertigkeiten lehre man sie, denn ihre Gewinnung und Erlernung ist ja auch ein Mittel, den Charakter zu üben und zu stärken, aber man vergesse nie, daß man bei der arabischen Jugend Menschen vor sich hat, die noch völlig der Milch bedürfen, und welche allerlei schwere geistige Kost noch lange nicht werden vertragen können.

Im übrigen wird hinsichtlich der künftigen Art des Missionswerkes unter der arabischen Bevölkerung sich keine neue Regel aufstellen lassen; wo das Evangelium ernst und mahnend gepredigt wird, da trifft es immer auf die innersten Bedürfnisse der Menschenseele. Nur eins mag noch einmal betont werden: alle Arbeit wird um so segensreicher wirken, je praktischer gehalten sie ist, und darum wird nach wie vor Krankenpflege und liebevolle Behandlung der unendlich vielen Leidenden eine besonders wichtige Aufgabe aller Missionsarbeit sein. Freilich gilt auch von dieser Krankenpflege das oben Gesagte: sie sei um der Sache selbst betrieben und vermeide den Schein, als wolle man irgendein entsprechendes Unternehmen einer andern Gesellschaft in den Schatten stellen oder überbieten. Praktische und um der Sache willen betriebene Arbeit, der der Gedanke an jede Konkurrenz fernliegt, das werden die besten Mittel sein, um schließlich trotz aller Schwierigkeiten zu Erfolgen zu gelangen, die zwar bescheidener als die vor dem Kriege errungenen sein werden, die aber auch viel höheren, weil unvergänglichen Wert in sich schließen. —

Das sind so einige Eindrücke und Gedanken, die sich in einsamer Nachtstunde mir aufdrängten, als ich über das im Mondlicht hellbeschienene Häusergewirr von es-salt hinblickte. Ringsum ist lautlose Stille, und die Fledermäuse, die in raschem Fluge durch die offenen hohlen Glockenfenster der nahen katholischen Kirche ein- und ausflattern, weisen mit besonderer Deutlichkeit darauf hin, daß jetzt alles kirchliche Leben in der Stadt erstorben ist. Wenn aber einmal wieder aus diesen mit neuen Kreuzen geschmückten Türmen die Glocken reden, mögen sie dann zu einem Geschlechte sprechen, das sich durch ihren Klang das Gewissen wachrufen läßt und dem der Christenname innerstes Heiligtum und umfassendste Lebensaufgabe ist.

An die Enttäuschten.

Von Gefr. Lic. Dr. Bernhard Schmidt †.[1]

Schon im Frieden konnte es so ziemlich als Regel gelten, daß die Mehrzahl derer, die eine Reise nach Palästina unternahmen, unbefriedigt und enttäuscht von dort in die Heimat zurückkehrte. Namentlich konnte man recht absprechende Worte über Land und Leute von solchen hören, die als Mitglieder irgendeiner Reisegesellschaft die heiligen Stätten besucht und in wenigen Tagen programmäßig alle Sehenswürdigkeiten „abgemacht" hatten.

Das war im Frieden, und das war der Eindruck der vielen zum Teil recht verwöhnten Vergnügungsreisenden. Und jetzt im Kriege? Da sind viele, viele deutsche Männer und Jünglinge hierher gekommen aus allen Teilen unseres Vaterlandes, allen möglichen Schichten und Berufen entstammend, die wenigsten wohl so anspruchsvoll und verwöhnt wie jene Mitglieder der zahlreichen Reisegesellschaften. Aber wenn man unter den Kameraden tagtäglich lebt, hört man auch von den meisten Äußerungen der Enttäuschung: „So hätten wir uns das Land nicht vorgestellt. Hier gibt's ja keine Wälder, ja auf weite Strecken nicht einmal vereinzelte Bäume, keine Seen oder Flüsse, nur Steine und Staub. Wie elend sind die Dörfer, wenn wir an unsere stolzen, massigen Bauernhäuser zurückdenken! Wie ärmlich sind die Bewohner in ihrer Kleidung, Wohnung und ganzen Lebensart! Das soll das Land sein, wo Milch und Honig fließt, und von dem wir in der Schule schon soviel Gutes und Schönes erzählt bekamen?"

Das ist eine Tatsache, an der man nicht vorübergehen soll. Denn der Mensch, also auch der Soldat, ist in seinen Leistungen vielfach abhängig von seinen Gefühlen und Empfindungen, und ein ständiges Mißvergnügen über seine Umgebung kann im Laufe der Zeit auch seine Freudigkeit und seinen guten Willen beeinträchtigen. Ja man kann noch

[1] Erschienen in der Armeezeitung Jildirim am 27. Mai 1918, verfaßt in der a.

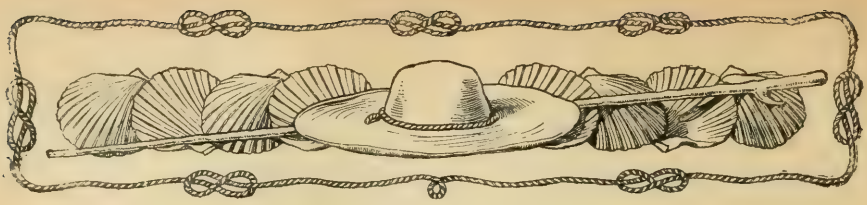
weiter gehen. Wer sich von Land und Leuten abgestoßen fühlt, gibt vielfach seinem Mißfallen auch deutlich genug im Verkehr mit den Eingeborenen Ausdruck, behandelt sie als Menschen niederen Grades und geringen Wertes, verächtlich oder gar roh, und schädigt so unser gesamtes Ansehen im Lande und dadurch wiederum die Arbeit, die wir später in friedlichen Zeiten erst recht hier hoffen leisten zu können. Jeder, der z. B. Gelegenheit hat, unsere Soldaten im Kaufverkehr mit Eingeborenen zu beobachten, wird mir hierin beistimmen.

Darum ist es dringend wichtig, daß unsere Soldaten zu einem anderen Urteil über Land und Leute geführt werden. Das übrige kann man ruhig den Wirkungen überlassen, die dieses Land, wenn es erst einmal wirklich in seiner Eigenart und seinem ganzen inneren und äußeren Wesen erfaßt ist, von selbst auf die Menschen ausübt. Man frage einmal die, welche längere Zeit hierzulande gelebt oder sich eingehender mit diesen Gebieten voller Steine und Dornen beschäftigt haben: Es geht von ihnen ein ganz unbegreiflicher Zauber aus. Dies kleine Land, es ist eben ein Land voll der sonderbarsten Gegensätze: So gering an Umfang und doch berühmter und wichtiger als ganze Riesenreiche. So steinig und öde, und gerade in seiner schroffen Berges- und Wüsteneinsamkeit vielleicht am anziehendsten. So arm und scheinbar unkultiviert, und doch so reich an Werken einer vieltausendjährigen, mannigfaltigen Kultur, deren geringe Spuren wieder aufzufinden auch dem blödesten Auge Freude bereitet. So voll von Bildern schrecklichen Elends, jämmerlicher Verwahrlosung und abstoßender Roheit, und doch im letzten Grunde „das Heilige Land".

In Palästina kommt einem nicht wie anderswo eine üppige Tropenlandschaft entgegen, die es durch die Fülle ihrer Naturschätze und die Lieblichkeit ihrer Fluren dem Beschauer leicht macht, sie ins Herz zu schließen. Des Heiligen Landes Schönheit ist herb und spröde. Nur hingebende Versenkung in ihre Eigenart läßt uns den besonderen Wert dieses Landes erfassen und bewundern.

Darum, Kameraden, meine Bitte: Seht euch, bevor ihr mit euren verdammenden Äußerungen hervortretet, Land und Leute genauer an. Glaubt nicht in wenigen Wochen oder Monaten — zumal bei Unkenntnis der Landessprache — das beurteilen zu können, was andere nach jahrelangem, ununterbrochenem Verkehr mit den Eingeborenen oder nach angestrengtestem Studium des Landes und seiner Eigenart nur unvollkommen zu übersehen sich getrauen. Und vor allem: prüft alles, was ihr seht, und hört genauer und gründlicher, als es gewöhnlich geschieht. Wer weiß, wann bei euch die Zeit kommen wird, wo euch die steinigen

Berghänge, an denen die schwarzen Ziegenherden umherklettern, so eigenartig schön anmuten, wo die Großartigkeit des Toten Meeres, die Farbenpracht der im Sonnenuntergang erglühenden Moabiterberge, die Ruhe und der erquickende Friede des Sees Genezareth, das Silberband des zwischen merkwürdig geformten Mergelbergen in engem Bette dahinfließenden Jordan euren Sinn gefangennimmt, wo ihr euren Blick weidet an den roten Anemonen und den vollen Büscheln violetter Cyklamen, die üppig zwischen den Steinen emporwuchern, wo ihr bei den Einwohnern des Landes nicht bloß ungewohnte, abstoßende Züge findet, sondern auch einen Sinn bekommt für die bei ihnen zutage tretende Genügsamkeit und andere Seiten ihres Wesens, die uns ihren Charakter wenigstens verständlicher machen, wo ... ach, man könnte noch lange mit dieser Aufzählung fortfahren. Unerschöpflich sind ja die Schönheiten dieses Landes für den, der sie zu sehen gelernt hat.



Von unseren Ausflügen.

Allerhand Nachtquartiere.

Bilder von unseren wöchentlichen Ausflügen im Jahre 1909.

Von Dr. Erwin Nestle, Religionslehrer in Ulm a. D.

1. Beim Dorfschulmeister in eṭ-ṭaijibe.

Es war am 5. März 1909. Um $^1/_2$8 Uhr waren wir in Jerusalem weggeritten, nach Nordosten der alten Verkehrslinie folgend, welche sich, östlich der großen Nordsüdstraße, über dscheba' (Gibea Benjamins) und muchmās (Michmas) hinzieht und auf welcher Jes. 10, 28—32 der Prophet den Feind von Norden überraschend hereinbrechen sieht[1]. Am wādi eṣ-ṣwēnīṭ machten wir Halt; Jonathans Heldentat (1. Sam. 14) trat vor uns. Damals in der Zeit der größten Bedrängnis, da das Fremdvolk von der Küstenebene bis über die Wasserscheide vorgedrungen war, um auch auf der Ostabdachung des Gebirgs das anbaufähige Land unter seine Gewalt zu bringen und Israel in gänzlicher Wehrlosigkeit zu erhalten (1. Sam. 13, 19—22), damals hatte Jonathans kühner Handstreich wieder den Mut belebt. Wir kletterten auch an jenen Felshängen herum. Wie klein erscheinen doch jene „Kriege" zwischen Philistern und Israeliten, wenn man sie nach Kilometern und Zahl der Kriegsleute betrachtet. Aber was sie über alle die Fehden und Raufhändel alter Zeiten hinaushebt, ist der Geist, in dem sie vom Volk angeschaut wurden: „Vielleicht wird der Herr etwas durch uns ausrichten; denn es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig helfen" (1. Sam. 14, 6).

Mittagsrast weiterhin an sonnigem Berghang; zwischen zerstreuten Felsblöcken blühen einzelne Alpenveilchen und andere Frühlingsblumen:

[1] Vgl. hierzu Dalman, PJB 1916, S. 41—57.

ein paar Hirtenbuben sind in der Nähe mit ihren Ziegen, braune Burschen, malerisch im blauen Hemd, mit einer gelbroten Jacke aus Schaffell, das dicke Fell nach innen gekehrt, barfuß natürlich, auf dem Kopf den roten Tarbusch mit schwarzer Troddel. So liegen sie im Gras, einer bläst die Rohrflöte, beneidenswert glückliche Gesellen.

Am späteren Nachmittag kommen wir nach unserem Tagesziel, et-ṭaijibe, einst das Ephraim von Joh. 11, 54[1]. Schon lang grüßt der Ort stolz von seiner Höhe zwischen den Ölbäumen herunter — auch von der Gegend bei Jerusalem aus sieht man ihn manchmal im Sonnenschein leuchten, als eine „Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen sein kann". Während wir heranreiten, ertönt Glockenläuten von oben: also sind da jedenfalls Christenmenschen zu finden. Wo wird's aber ein Quartier für uns geben? Wir sind acht Deutsche mit sieben Pferden und Prof. Löhrs Esel abu zerḳa, dazu die beiden Söhne Jasin's als Pferdebuben; sie haben diesmal auch ihren jüngsten Bruder mitgenommen, den etwa sechsjährigen Dschammal, der auch schon stolz auf seinem Reittier sitzt und mit dem liebenswürdigsten Lächeln um eine sigâra zu betteln weiß. Wer wird eine solche Karawane aufnehmen? „Mit der meḍâfe (Herberge) will ich Sie diesmal noch verschonen," meint Prof. Dalman, „wir versuchen es bei meinem alten Freund, dem Lehrer Farah Ṭâbri".

So reiten wir vor das Haus des Schullehrers, das sich in seiner ganzen Bauart vorteilhaft von den Lehm- und Steinwürfeln der gewöhnlichen Bauernhäuser abhebt. Auch die gastfreieste deutsche Pfarrfrau würde wohl etwas erschrecken bei so zahlreichem Besuch. Aber das Lehrerspaar steht schon vor der Türe und begrüßt uns mit deutschem Gruß (sie waren beide in deutschen Missionsanstalten aufgewachsen). „Es freut uns: bitte, seid unsere Gäste!"

Und nun lernen wir morgenländische Gastfreundschaft kennen. Die Reittiere finden mit den Mukâris unten im Hause Platz. Wir steigen die Freitreppe hinauf und treten in das Wohnzimmer zur Linken des Hausgangs. Es ist ein großer heller Raum, 6—8 m lang und breit, europäisch mit Tisch und Stühlen ausgestattet; an den zwei Fensterseiten eine breite Fensterbank, auf der die Decken für die Nacht liegen. An den Wänden, die einfach vom unverputzten Kalkstein gebildet sind, hängen einige Photographien, ein Wandkalender, ein (vom „Kunstwart"standpunkt allerdings recht schrecklicher) Öldruck, das deutsche Kaiserpaar mit dem Kronprinzen darstellend, Wandsprüche und derlei. Prof. Dalman frischt indessen mit dem Lehrer alte Erinnerungen an es-salt auf, wo dieser

[1] S. Dalman, Orte und Wege Jesu, S. 216.

25 Jahre lang an einer englischen Missionsschule tätig war. Er war erst vor kürzerer Zeit nach et-ṭaijibe versetzt worden, wo, wie wir nun hören, auch eine kleine protestantische Gemeinde der englischen Kirchlichen Mission ist, daneben (der ganze Ort ist christlich) in der Hauptsache Griechen, auch einige Lateiner. Wir erfahren auch, daß er einen Sohn in Ägypten hat, ein anderer ist am Syrischen Waisenhaus angestellt, während eine Tochter bei den Quäkern in Ramallah ist.

Wir machen dann noch einen Gang durch das Dorf und sehen in das eine und andere Haus hinein, sofern nicht böse Hunde oder mißtrauische Menschen es uns verwehren. Dunkel und dumpfig ist's in so einem Raum, wo nur durch die Türe und ein kleines Fensterloch darüber Licht und Luft hereinkommt; am Feuer brodelt's im verrauchten Kessel; hinten in dem räucherigen Raum liegt ein kleines Kind in der Wiege, von Fliegen umschwärmt, die ihm überall im Gesicht herumkrabbeln. Weiterhin im Dorf werden ein Backofen und ein Bienenstand studiert. Ein alter Mann ist mit Spinnen beschäftigt, indem er von der über den linken Arm herabhängenden Wolle mit der rechten Hand den Faden dreht, der dann durch rasches Andrehen des herunterhängenden Knäuels fertigen Fadens, der über ein kleines Holzkreuz aufgewickelt ist, vollends festgedreht wird. Ein paar Lausbuben vom Dorf begleiten uns dabei, zeigen allerhand „antikāt" und wollen mit den in der englischen Missionsschule gelernten Brocken ein gutes Bakschisch herausschlagen: „one shilling, mister"; geradeso wie in Bethlehem die Kinder dem deutschen Reisenden entgegenkommen mit dem Gesang „O du fröhliche", aber noch ehe der Vers aus ist, zum „bakschīsch, bakschīsch"-Rufen übergehen.

Inzwischen hat uns die Frau Lehrer ein Abendessen bereitet. Wir sind zwar auch mit Mundvorrat versehen, aber: „Ein Europäer läßt wohl seinen Gast aus der eigenen Tasche essen; ein Nachkomme Abrahams duldet das nicht." So lassen wir uns eben eine Reissuppe schmecken, nebst Makkaroni und Tee, nachdem wir schon vorher die verschiedenen Arten von Feigen hatten versuchen dürfen — wobei uns nur Prof. Dalman vor den etwaigen Folgen allzu ausgiebiger Versuche warnt. Und wir freuen uns, in dem behaglichen Raum vor dem kalten Abendwind geschützt zu sein, der draußen um die Höhen weht.

Während wir noch beim Mahl sind, kommen ein paar Bauern vom Ort herein, um sich die fremden Gäste anzusehen; an der Türe nehmen sie ihre Schuhe ab: nur der ungebildete Europäer betritt mit seinen Stiefeln die Strohmatten und Decken des Fußbodens. Sie setzen sich mit untergeschlagenen Beinen schweigend auf die Fensterbank, drehen sich eine Zigarette und warten, bis wir fertig sind. Dann entspinnt sich

eine Unterhaltung; Prof. Dalman läßt sich eine Geschichte erzählen. Schade, daß wir den Erzähler nicht genug verstehen; aber wir freuen uns des hübschen Bildes: das lebhafte Gesicht vom schwarzen Bart umrahmt, auf dem Kopf das weiße Tuch, mit der dicken schwarzen Wollschnur fest gehalten, der braungelb gestreifte Mantel liegt über den Schultern, im Dämmerlicht glüht die Zigarette.

Das Gespräch wendet sich dann der hohen Politik zu. Die Männer wollen wissen, was im Parlament in Stambul in der letzten Zeit verhandelt worden sei. Mit der politischen Haltung Deutschlands sind sie nicht ganz einverstanden: warum wir die Österreicher nicht an der Annexion Bosniens gehindert hätten, da doch der Deutsche Kaiser der Freund des Sultans sei und seinerzeit in Damaskus das so sehr betont habe. Überhaupt sollte Deutschland sich viel mehr um die Freundschaft der Türkei bekümmern als um die Österreichs: dort gäbe es freilich mehr deutsche Untertanen, aber sie leben ungefährdet; in der Türkei aber könnten sie in Gefahr kommen, und deshalb müsse Deutschland sich deren Freundschaft bewahren. So ist etwa der Gedankengang unseres Gastgebers.

Die Araber, so meint er dann, seien überhaupt besser als die Europäer. Was denn die Fehler der Deutschen seien, fragt Prof. Dalman. „Sie sind oft so stolz dem Araber gegenüber. ‚Du Araber', heißt es da so von oben herunter, besonders auch bei den Hoffmannianern; bei den Engländern ist das nicht so: von denen kommen bloß Pfarrer und sonst bessere Leute nach Palästina, während unter den Deutschen auch andere sind. Und wenn sie die Araber nicht leiden können, sollen sie doch zu Hause bleiben. Schließlich kommen sie doch nur herüber, weil sie offenbar einen Nutzen von den Arabern haben." (Ähnlich hatte auch früher einmal ein Araber zu Prof. Dalman gesagt: „Ihr müßt zu uns kommen, um die Bibel zu verstehen: wir brauchen nicht zu euch zu kommen, wir verstehen sie schon von selber.") „Und in der Gastfreundschaft ist der Araber auch anders; wenn ich nach Jerusalem komme, um Prof. Dalman zu besuchen, muß ich es erst dem Diener sagen, und der läßt mich vor der Türe warten und sagt es dann der Frau, und zum Herrn Dalman komme ich erst nicht. Der Araber nimmt den Europäer als chawādscha auf (= gentleman?), aber zum Araber sagt man: Warte nur eine Weile."

Unter solchen Gesprächen vergeht der Abend. Wir freuen uns jetzt jedenfalls darüber, daß die Araber so höflich und gastfreundlich sind, und genießen es. Dann richten unsere Wirte die Decken fürs Nachtlager her: rings auf dem Boden werden sie ausgebreitet; zwei von uns finden auf den Fensterbänken Platz. Da liegen dann bald die Reisegenossen, „zu scheußlichen Klumpen geballt"; ab und zu dreht sich einer leise seufzend

auf die andere Seite, wenn ihm der Boden auf die Dauer zu hart ist; ein andrer brummt, weil ihm der helle Mond zu sehr auf die Nase scheint. Aber dann wird's stille, und ungestört — auch ohne Störung durch kleine Tierchen — verläuft die Nacht.

In der Frühe hängen noch die Morgennebel an den Bergen, wie wir uns erheben. Frau Lehrer kocht einen Tee. Die Pferde werden gesattelt. Eine photographische Aufnahme vereinigt noch Gastgeber und Gäste. Dann verlassen wir mit herzlichem Dank das gastliche Schullehrerhaus von eṭ-ṭaijibe und reiten weiter, der Höhe des nahen Gipfels von Baal Ḥazor (el-ʿaṣūr) zu.

2. In der Herberge von zakarīa[1].

Acht Tage später. Wohl vorbereitet durch die für uns so wertvolle geographisch-geschichtliche Besprechung der Gegend, die uns Prof. Dalman wie öfters vorher gegeben hat, reiten wir am 12. März morgens 7^{25} ab. Gelb leuchtend im Morgensonnenschein hebt sich das Damaskustor vom tiefblauen Himmel ab. Nach Südwesten geht's diesmal, zunächst dem „Eisenbahntal" nach. Der beschotterte Bahndamm ist an manchen Stellen noch der verhältnismäßig beste Reitweg. Da ist bettīr. Malerisch baut sich das Nest am Berghang auf; gegenüber die alte Feste, um die im Aufstand des Barkochba lange gekämpft wurde: es steckte doch eine riesige Zähigkeit in diesen Nachkommen der Makkabäer! Weiter geht es südlich vom Tale einer Römerstraße nach, durch ödes Land, mit traurigem Gestrüpp bestanden. Einst war es reich bebaut; immer wieder finden wir Reste von Zisternen oder Ölpressen in den Fels gehauen. Zweimal sehen wir auch einen römischen Meilenstein am Weg liegen. Wieviel Meilen ist's denn noch bis Jerusalem? mag schwer bepackt und schweißbedeckt der römische Legionär gefragt haben, oder eilend froh der Pilger, der aufs Fest zur heiligen Stadt zog. Wie man freilich auf solchen Straßen fahren konnte, wie der Kämmerer aus Mohrenland, ist uns nicht recht klar, trotz der Rillen und Stufen, die als Halt für Mensch und Tier ausgehauen sind, wo der Weg über geneigte Felsplatten führt.

Unten öffnet sich das weite wādi es-samt, das gegebene Einfallstor von der Küste ins Gebirge hinauf. Wie lebendig wird da die Geschichte von Goliath, die uns Prof. Dalman auf den Ruinen von Socho vorliest: Dort hinten, von den Bergen bei Bethlehem herunter, kam der Hirtenbub David mit seinen Käslaibchen; drüben am Bach, dessen trockenes Bett steinig weiß durch den grünen Talgrund sich schlängelt, holte er sich

[1] Vgl. PJB 1909, S. 13.

die glatten Kiesel für seine Schleuder (1. Sam. 17, 17. 40)! Und wieder: Wie wird alle menschliche Heldentat im religiösen Licht geschaut: „Ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth!“ (1. Sam. 17, 45).

Bald winkt unser Tagesziel, das Dorf zakaria. Allerdings entdecken wir's erst ganz aus der Nähe, so gut paßt es sich mit seinen graugelben Lehmhäusern in die graugelbe Umgebung ein. Wir lassen die Pferde im Dorf und steigen noch auf den steil abfallenden Hügel, der die alte Ortschaft, vielleicht das biblische Aseka, trug. Weit geht der Blick, nach rückwärts, wo wie eine Mauer der geschlossene Zug des judäischen Gebirges dasteht, zu uns herab allmählich sich auflösend — etwa wie der Schwarzwaldkamm aus der Gegend von Allerheiligen-Oppenau —: nach Westen laufen die letzten Bodenwellen nacheinander in die Ebene aus, nur ein größerer Hügel hebt sich noch scharf ab, der tell eṣ-ṣāfi, als vorgeschobener Posten des draußen beginnenden Philistergebiets am Eingang des Hügel- und Berglands. Leider hatte uns die Zeit nicht mehr gereicht, noch so weit zu kommen. Schon während wir auf dem tell zakarīa herumsteigen und in einige der merkwürdigen Höhlen eindringen, die in dem weichen Gestein am Rand der Bergkuppe sich finden (die ganze Bevölkerung konnte in Kriegsnot in diesen Höhlen verschwinden), geht die Sonne unter. Groß und rot im Abenddunst ist sie ins Meer gesunken: rot leuchten noch die Wolkenstreifen, leicht silbergrau schimmert draußen das Meer, violett dehnt sich die Ebene, schwarzgrün erheben sich darüber die gestrüppbewachsenen Hügel. Während wir hinabgehen, steigt im Osten der blaue Erdschatten auf; immer höher entschwindet in zartem Gelbrosa der letzte Widerschein der für uns schon längst hinabgesunkenen Abendsonne. Wir gehen durchs Dorf; scharfer Rauch kommt manchmal aus der niederen Tür der elenden Lehmhütten; die Hunde bellen, aber die Kinder betteln — nicht: wir sind ja weit ab von den vielbetretenen Touristen- und Pilgerpfaden! Beim Schultheißen finden wir unser Quartier. Das stattlichste von den wenigen Steinhäusern des Ortes nennt er sein eigen. Da ist oben die meḍāfe, der Gastraum für alle fremd Durchreisenden. Es ist ein steingewölbtes Zimmer, etwa 7 : 7 m groß. Auf dem mattenbelegten Steinboden oder der Fensterbank sitzen wir und trinken unsern Tee. Dann sind wir noch möglichst lang draußen auf der kleinen Terrasse: Prof. Dalman teilt noch einiges mit aus Ausgrabungsberichten über tell eṣ-ṣāfi; die Gedanken gehen dazwischen hinaus und bevölkern im Geist die dunkel vor uns liegende Ebene. Ein Herrenvolk mußte es sein, das auf diesen schwer anzugreifenden Tells saß, das das Land rings umher sich untertan machte und immer mehr auch die Hebräer auf ihren Bergen da hinten zu unterwerfen suchte.

Oben leuchten die Sterne. Dunkel zeichnen sich der Tell und die paar Palmen des Ortes vom Himmel ab. Kindergesang tönt noch durchs Dorf: „Alle Pferde gingen hin ...", so bedichten sie in einförmigem Singsang das Tagesereignis, daß Fremde gekommen sind, deren Pferde dann zur Tränke geführt wurden. Dann wird's doch Zeit, das Zimmer aufzusuchen. Wir acht Deutsche sind nicht allein da; der Sohn des Schechs, augenleidend wie so viele im Lande, schläft uns zu Ehren auch bei uns; außerdem ist noch ein fremder Araber gekommen. Die schönsten Decken sind für uns herausgesucht worden, aber der vorsichtige Mann zieht doch noch seinen Gummimantel an als eine gewisse Isolierschicht. Die beiden Araber rauchen noch eine Anzahl Zigaretten, was die an sich schon dumpfe warme Luft nicht gerade verbessert; dann fangen sie aber trotzdem bald an zu schnarchen. Von den Kollegen brummt bald der, bald jener, der keinen Schlaf finden kann, etwas in seinen Bart; es ist nicht immer ein Laut höchster Befriedigung; denn die Moskitos schwärmen ebenso zahlreich wie zudringlich herum, und wenn man sie für einen Augenblick fortgejagt hat, fängt's anderswo wieder zu beißen an und man sucht sich gegen die reichlich hüpfenden Tierchen zu wehren. Immerhin reicht's im Laufe der Zeit doch zu ein paar Stückchen Schlaf.

Und endlich heißt's auch: Die bange Nacht ist nun herum! In der Morgendämmerung stehen wir auf; draußen auf der Moschee ruft eben der Mueddin zum Gebet; wunderschön feierlich schwebt der melodische Ruf über den stillen Ort hin. Die Morgenwäsche ist bald beendet: man gießt einander etwas Wasser über die Hände; denn ein kleiner Krug ist das einzige Waschgerät. Dann wird Tee gekocht und gefrühstückt. Und fröhlich reiten wir wieder in den jungen Tag hinein. Es ist ja keiner während der Nacht ganz aufgefressen worden, vielmehr tröstet uns Prof. Dalman mit spöttlichem Zucken um die Mundwinkel, er habe noch selten so wenig Ungeziefer in einem palästinischen Bauernquartier gefunden; „bei den Beduinen ist's allerdings besser, da gibt's keine Flöhe, bloß — Läuse!"

Zu manchem interessanten Punkt führt der Weg uns noch: ʿēn schems, wo die Bundeslade einmal Halt machte (1. Sam. 6), der Altarstein von ṣarʿa, der an Simsons Vater erinnert (Richt. 13, 19), werden besucht. Dann geht's das einsame enge wādi ed-dilbe hinauf; hier tritt es ganz besonders vor Augen, wie die Gesteinsschichten, die oben im Gebirge völlig wagrecht gelagert sind, alle stark nach Westen abwärtsstreichen; man sieht förmlich, wie beim Abbruch des westlichen Gebiets die Ränder der stehengebliebenen Hochlandsscholle nachgesunken sind; wir Spätgeborenen sind da fast Augenzeugen des gewaltigen Dramas, das

sich in grauester vorgeschichtlicher Zeit einst hüben und drüben vom jüdischen Hochland abgespielt hat! Jetzt bedeckt friedlich reichliches Gestrüpp die steinigen Hänge: stellenweise gibt's ganz hübsches Niederholz von Eichen, Terebinthen, Erdbeerbaum, Storax und andern Büschen, dazwischen blühen Alpenveilchen in allen Schattierungen.

Zu einem ganz besonders schönen Mittagsplatz führt uns hier Prof. Dalman, zur sitt hasane, der Quellnymphe von sifle. Mächtige grüne Eichen stehen am Hang; in deren Schatten zwischen großen Felsblöcken hindurch kommt man zu einer kleinen Höhle im Felshang; mit köstlichem, kühlem Wasser ist sie gefüllt, das von der Decke immer nachsickert. Da versteht man's, wie sie einst an den Baal des Ortes glaubten, an den Spender der Fruchtbarkeit, und unter den grünen Bäumen ihm dienten, so wie heute noch die Volksreligion mit ihren Gebilden die Stätte bevölkert[1].

Etwas prosaischer wird der Weiterritt ins Bergland hinauf. Der entgangene Nachtschlaf macht sich geltend: mancher studiert, wie man zu Pferde schlafen kann, und bringt's zu ganz anerkennenswerten Ergebnissen, bis ihn allemal wieder ein Stolpertritt seines Gauls auf dem holprigen Gelände zum Bewußtsein zurückruft. Bei el-chadr genießen wir nochmals den weiten Blick bis zum tiefblauen Meer hinaus, das hinter dem langen, goldgelben Dünengürtel zum Horizont aufsteigt, und tun zugleich einen Einblick in die orientalische Irrenfürsorge. Durch in die Kirchenmauer geschlagene Löcher waren die Kranken bis in die jüngste Vergangenheit (wir selbst sahen es nicht mehr) angekettet gewesen. Die griechischen Mönche versorgten sie mit einiger Nahrung und überließen sie im übrigen der Einwirkung des Hl. Georg, dem der Ort geweiht ist. Durch die Ölbaumwälder von bēt dschāla kommen wir wieder heim nach Jerusalem. Zwei reiche, schöne Tage waren es gewesen!

3. An der Quelle von Engedi.

20 21. März 1909. Wir waren im russischen Hospiz bei der Abrahamseiche in Hebron über Nacht geblieben, als die einzigen Gäste, in sauberen, einfach eingerichteten Zimmern, wo wir am Abend um den großen Samowar gemütlich herumsaßen: nun wollten wir nach Engedi hinunter. Das Wetter sah freilich zunächst etwas zweifelhaft aus. Schon am Abend waren aus kleinen weißen Wölkchen immer größere dicke Wolken geworden, die vom Meer heraufzogen und bald da und dort an den Bergkuppen herumhingen, so daß wir von dem Aussichtsturm auf der

[1] S. Kahle, PJB 1910, S. 95f. mit Abbildung.

Höhe des russischen Grundstücks, gegen 1000 m über dem Meeresspiegel, so gut wie keine Aussicht hatten. Und jetzt in der Morgenfrühe — es war zudem ziemlich kühl, 12° C — trieben immer noch Wolkenschwaden auf Wolkenschwaden herauf in dichten Massen und hüllten die Höhen ein. Aber drüben im Osten blieb der Himmel merkwürdigerweise immer licht und blau: jenseits der Wasserscheide über der trockenen Wüste Juda löste sich alles Gewölk auf. Nun, wir wollen ja heut dorthin nach Osten; so wird es uns am Ende das geplante Biwak in Engedi nicht verregnen.

So reiten wir ab. Um 9 Uhr sind wir in beni nā'im, wo die Überlieferung die Stätte der Fürbitte Abrahams 1. Mos. 19 sucht: man sieht freilich das Tote Meer von da aus nicht. Und dann geht's fröhlich zur Wüste Juda hinab, hinter uns die Wolken, vor uns die Sonne. Die Getreidefelder hören bald auf: der Pflanzenwuchs wird spärlicher, wüstenhafter, die Landschaft ärmer an starken Farben; nur das schmutzig-blaue Gewand unseres Führers, eines Bauern, der den ganzen Tag unermüdlich vor uns hermarschiert, bergab den vorsichtig schreitenden Pferden vorankommend, leuchtet in der lichten, farbenarmen Einsamkeit. An einer Zisterne, dem „Plejadenbrunnen", werden die Pferde getränkt: ein braunes Araberweib zieht mit ihrem Ledereimer unseren Tieren das Wasser aus dem tiefen Schöpfloch herauf.

Auf einer Felskuppe, dem „Kamelweibchenrücken", mit den Resten eines alten Wachtturms geschmückt, halten wir luftige Mittagsrast. Das weißgelbe Senongestein flimmert ringsumher blendend im Sonnenlicht, gegen die Höhen in der Ferne hin nimmt das Gelände mehr eine rehbraune, und, wo gerade Wolkenschatten darüber liegen, violette Färbung an. Einige harte Wüstensträucher treten als dunklere Punkte dazwischen hervor. Weit geht der Blick bis zum Ölberg und auf der andern Seite bis zum Absinken des Gebirgslands südlich von Hebron.

Weiter geht es, Stunde um Stunde, bald an Berghängen hinunter (im ganzen steigen wir ja heut 950 + 397 m bergab), bald durch eine kleine eingelagerte Ebene, die zum munteren Galoppieren einladet, wenn auch stets der um seine Tiere besorgte ʿAbd es-salām in seinem Deutsch-arabisch „Professer, langsam!" schreit.

Endlich kommen wir an die Paßhöhe oberhalb Engedi. Schon längst haben die Berge vom Osten des Toten Meers herübergesehen; aber immer wieder hatte sich eine neue Hügelreihe im Vordergrund davorgeschoben. Jetzt aber, am Ende einer kleinen Hochebene, hört auf einmal die Welt vor uns auf; noch ein paar Schritte, und wir stehen am letzten Steilabsturz des Gebirgs. Tiefblau liegt unter uns, 600 m in der Tiefe, der weite See; rechts in der Ferne zeichnet sich noch die Halbinsel el-lisān

ab, weiß hebt sich ihr Steilrand scharf beleuchtet aus dem blauen Gewässer heraus. Und dahinter in breiter Front die Mauer der östlichen Berge, rot leuchtende Felswände, scharfkantig absetzend, wo in den Schluchten dazwischen blaue Schatten liegen. Rechts und links von uns stürzt das vorspringende Gebirge in prächtiger Linie bald steiler, bald etwas weniger steil, je nach den wechselnden Gesteinsschichten, mit Felsen und Schutthalden zur Tiefe ab. Und nun der Abstieg auf dem „alpinen" Weg; er ist zwar nicht so schlimm, wie er schon geschildert wurde, aber für einen „Handelsweg" immerhin übel genug. Man führt den Gaul lang am Zügel und überläßt es ihm im übrigen, wie er hinter einem her über die Steinblöcke herunterkommt. Das Maultier allerdings, das in zwei breit ausladenden Säcken unseren Mundvorrat u. a. trägt, muß abgepackt werden, weil es sonst am Ende nicht ungestreift an einigen Stellen vorbeikäme, wo der Pfad ganz schmal ist und hart an der steil aufsteigenden Felswand hinführt: die Säcke werden dann eben von den Mukaris abgeseilt. Beim Abstieg, der 40 Minuten dauert, begegnet uns ein Trupp Beduinen mit Kamelen. Wir sind froh, daß wir selbst in größerer Zahl sind, zumal wir am andern Tag hören, es seien Räuber gewesen, die irgendwo im Süden die Kamele gestohlen hatten und sie nun auf den Markt nach Bethlehem trieben, um sie dort zu verkaufen. Wenn sie uns da mitten in der Wüste unsere Reittiere mitgenommen hätten!

So aber kommen wir ungefährdet zur Quelle hinab, der Engedi seinen Namen verdankt, auf — 200 m Meereshöhe. Ein muntres Bächlein bricht da hervor, auffallend warm (26° C), und wo es hinfließt, wird's grün inmitten der weißgrauen Einöde; da breitet eine Schirmakazie (Acacia sejal) in flacher Krone ihr dorniges Geäst weithin aus: in Nubien ist sonst ihre Heimat, aber hier unten ist's ihr auch tropisch genug. Daneben Schilf von 4—5 m Höhe: einige Sodomsapfelbüsche mit ihren trügerischen Früchten: im Herbst sehen sie aus wie schöne Äpfel, aber es ist nur eine hohle Schale, die jetzt zusammengeschrumpft noch dahängt. Zwischen den Büschen die Reste von Gebäuden, auch eine Mühle war einmal da, ja früher eine ganze Ortschaft. Es ist ja hier fast die einzige Quelle mit trinkbarem Wasser auf der ganzen Westseite des Toten Meers. Jetzt sind weiter unten wenigstens einige Anpflanzungen; ein Araber bringt uns am andern Morgen ein paar Gurken, die schon ordentlich groß gewachsen sind.

Wir halten uns zunächst nicht lange auf, sondern steigen vollends die 200 m hinunter bis zum See und nehmen ein Bad im salzigen warmen Wasser (23° C). Schon liegen auf unserer Seite die violetten Abendschatten darüber, und während wir wieder hinaufsteigen, haben sie schon drüben den Fuß des Gebirges erreicht und steigen langsam höher. Immer

schmäler wird der Streifen, der im Abendlicht rot aufleuchtet; nun nur noch ein ganz kleiner Saum, und jetzt liegt die ganze Bergmauer blaugrau im Schatten; immer höher steigt die Dämmerung am Himmel; das lichte Rot oben erlischt nach und nach. Aber während so der östliche Himmel allmählich in fahlen Schein übergeht, flammt im Westen noch einmal das Abendrot auf. Scharf und kantig zeichnet sich über uns der Steilrand der Berge vom klaren Himmel ab. Hellrot im Widerschein liegt noch eine Weile die östliche Bergwand. Dann erlischt das Licht. Und nicht lange dauert's, so kommen die ersten Sterne hervor.

Wir haben inzwischen die Quelle wieder erreicht. Rasch wird einiges Holz und Dorngestrüpp zusammengesucht und ein Feuer entzündet. Von weiter unten leuchtet ein anderes herauf; ein paar Araber haben da wohl ihr Nachtlager. Auf einigen großen Steinen wird der Teekessel über das Feuer gesetzt. Dann entnimmt jeder seinem Mundvorrat, was ihm schmeckt, und läßt sich damit nieder, wo es ihm paßt, nur nicht zu weit vom Teekessel weg; denn der Tag hat durstig gemacht. Darüber wird's vollends Nacht. Die Reste des Feuers und eine mitgenommene Laterne geben ungewissen Schein. Jeder bereitet sich sein Nachtlager da, wo es ihm am wenigsten steinig vorkommt, aus Reisedecke und Mantel, die Satteltasche als Kopfkissen. Professor Dalman liest noch einen Abendpsalm; wunderbar wahr ergreifen da in der Wildnis die Worte: „Seine Wahrheit ist Schirm und Schild, daß du nicht erschrecken müssest vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen!"

Zum Einschlafen ist's einesteils noch zu unschön, weil noch ziemlich viele Moskitos fliegen, und wenn man sich das Kopftuch übers Gesicht zieht, so wird's wieder zu warm. Andernteils ist's viel zu schön: da und dort blitzen Leuchtkäferchen auf, die durch die Luft schwirren oder auf den Steinen sitzen; wie Sternschnuppen leuchten sie durchs Dunkel. Und darüber stehen ruhig und klar die himmlischen Sterne in schimmernder Pracht. Aber nach und nach kommt doch die Müdigkeit. Wenn's einem auf der einen Seite zu hart wird, dreht man sich auf die andere, und so tut man in der reinen, bald kühler werdenden Nachtluft einen feinen Schlaf.

Bis die Morgendämmerung den neuen Tag ankündigt. Der See drunten wird licht; die Berge treten wieder heraus. Wir legen uns zur Morgenwäsche ins Quellbächlein, dessen Wärme, bei 15° C Lufttemperatur, jetzt besonders bemerkbar ist. Hinter dem östlichen Gebirge, das über dem graublauen See drüben noch matt und verschleiert daliegt, wird nun der Himmel klar. Die Sonne kommt herauf. Eine breite leuchtende Bahn zieht über den See herüber bis zu uns. Dann verschwindet sie wieder hinter einigen Wolkenbänken, zwischen denen nur zitronengelber Schein

herausbricht. Scharf zeichnet sich uns gegenüber die mächtige Klamm der Arnonmündung ab als kleiner dunkler Spalt. Wieder wird Tee gekocht. Noch ein Blick nach Süden, wo der niedere Höhenrücken des dschebel usdum im Dunst erkennbar ist und als mächtiger viereckiger Klotz der Bergstock von es-sebbe (Masada) bis zur Höhe des rückliegenden Gebirges aufsteigt, mit dem er nur durch ein schmales Joch verbunden ist, während sonst die Wände überall steil abstürzen. Dort droben spielte der letzte Akt in dem blutigen Drama des jüdischen Aufstands, von dem uns Josephus erzählt.

Um 7 Uhr brechen wir auf und verlassen unseren schönen Lagerplatz. In 45 Minuten haben wir wieder die Paßhöhe erstiegen. Noch ein letzter Abschiedsblick aufs Tote Meer. Dann geht's in die Wüste Juda hinein. Zum Sonntagmorgen lese ich, während wir so dahinreiten, in den Samuelsbüchern, von David, der einst in diesen Schluchten und Klüften vor Saul sich barg. — An einem Beduinenlager führt der einsame Weg vorbei, 20–25 schwarze Zelte im Viereck gestellt; die Bewohner kommen heraus, die Hunde bellen, ein Junge bringt Milch in einer Holzschale. — An einer Wasserstelle werden die Pferde getränkt; braune Burschen baden in dem trüben Wasser, einen leeren Schlauch als Schwimmgürtel an sich gebunden. — Weiterhin ein Wüstenfriedhof: auf einem kleinen Hügel eine Reihe Steinhäufchen, Zeichen des frommen Besuchs der Beduinen, die da ihre Andacht verrichteten; in der Mitte ein kleiner Bau, das Grab des Schechs. — Mittagsrast auf einer Höhe mit dunkelfarbenen Schwertlilien und Skorpionen; die letzten Reste des Mundvorrats werden vertilgt. — Am Herodium vorbei, das über einer schönen Schlucht steil und kühn aufsteigt, gelangen wir nach Bethlehem. — Die Dämmerung sinkt herein. Purpurn liegt sie schon über den Senkungen im Westen, während der Himmel darüber langsam verglüht und im Osten über dem Lichtgrün der frischen Felder in Zartrosa der Widerschein den Himmel färbt. Um 7 Uhr kommen wir auf der staubigen Straße vollends nach Hause, etwas müd, aber hochbefriedigt, nachdem wir mit einer Stunde Mittagspause elf Stunden zu Pferd gewesen. Schön war's gewesen auch diesmal, da wir weniger die Geschichte studiert als mit offenem Auge die eigenartige Schönheit des Landes in uns aufgenommen hatten, und eine gute Vorübung war's zugleich für die große Landreise, die sechs Tage später begann und uns noch soviel Schönes bringen sollte, dessen man heute noch dankbar gedenkt, wenn das „Licht vom Osten" in der Erinnerung herüberleuchtet in trübe Gegenwart und dunkle Zukunft.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68—71.

Palästinajahrbuch

des

Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem

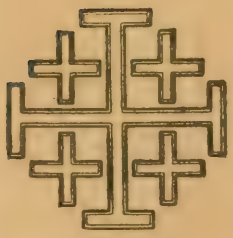
Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. D. Gustaf Dalman

Sechzehnter Jahrgang

(1920)



Mit 9 Abbildungen

Berlin 1921

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn, Kochstr. 68—71

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Dalman, Was geht uns Palästina an? 3
Sein Klima und seine Natur S. 3. — Die prähistorische Kultur S. 4. — Die griechisch-römischen Bauwerke S. 5. — Das Christentum S. 6. — Die Kreuzzüge S. 7. — Die deutsche evangelische Arbeit S. 7.

Arbeiten aus dem Institut.

Dalman, Archäologisches zum Golgothafelsen 11
1. Der Spalt von Golgotha 11
2. Die Oberfläche und Höhe des Golgothafelsens 16
3. Der Raum hinter Golgotha 19

—, Die Modelle der Grabeskirche und Grabeskapelle in Jerusalem als Quelle ihrer älteren Gestalt 23

van Berchem, Max, Arabische Inschriften aus Jerusalem. Mitteilung an den Herausgeber 31

Dalman, Die Tobia-Inschrift von ʿarāḳ el-emīr und Daniel 11, 14 . . 33

Von unseren Ausflügen.

Möller, Wilhelm, Ein fünftägiger Ausflug nach dem Jordantale im Februar 1914 36
1. Nach Jericho 36
2. Zum Toten Meer 40
3. An den Jordan 42
4. Nach der ʿōdscha-Quelle und dem Versuchungsberge 45
5. Über Michmas zurück nach Jerusalem 47

Verzeichnis der Tafeln.

Tafel 1.	1. Das Augsburger Modell der Grabeskirche . . .	hinter S. 24
	2. Durchschnitt des Augsburger Modells	
Tafel 2.	3. Das Modell der Grabeskirche im Besitz des Herrn Österrieder in München	
	4. Dasselbe Modell geöffnet	
Tafel 3.	5. Das Modell der Grabeskirche im Nationalmuseum zu München	= = 32
	6. Drei Modelle der Grabeskapelle im Nationalmuseum zu München	
Tafel 4.	7. Die erste Tobia-Inschrift von ʿarāḳ el-emīr. Aufnahme von Th. Schlatter	
	8. Die zweite Tobia-Inschrift von ʿarāḳ el-emīr. Aufnahme von H. Schmidt	

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht vorbehalten.

Was geht uns Palästina an?

Von Gustaf Dalman.

Palästina erscheint uns in Norddeutschland als ein weitabliegendes Gebiet jenseits des Mittelmeers am Rande der Wüstentafel des vorderen Orients. Und doch ist es durch mannigfaltige Bande mit uns verknüpft. So eigenartig das Klima von Palästina gegenüber dem unsern ist, so hat es doch mit ihm gemein einen Winter mit Schneefall. Im Jahr 1920 breitete vom 9.—12. Februar ein Schneesturm eine meterhohe Schneedecke über Südpalästina. Hausdächer stürzten ein und begruben Menschen und Tiere. An manchen Orten wurde die Hälfte aller Ölbäume zerbrochen. Tote konnten tagelang nicht begraben werden, Lebende nur mühsam sich den Weg zum Markte bahnen. Selbst im warmen Jordantal, wo es nie schneit, gibt es doch keinen ewigen Frühling. Denn entlaubt steht auch dort im Winter die Welt der Euphratpappeln und Tamarisken, wie das Laubholz bei uns, dem selbst in Greifswald und Lund die Tamarisken sich beigesellen. Glücklich der, welcher in Jerusalem ein Kachelöfchen sein eigen nennt. Er wird im Winter drei Monate lang diesen Freund nicht entbehren wollen. Unsere Linden und Buchen rauschen nicht in Palästina. Aber die Eichen haben doch dort ihre ebenso knorrigen Schwestern, deren laubwechselnde Arten durch ihr frisches Grün im Frühjahr an die Heimat erinnern[1]. Wie vom Norden in den Süden verpflanzt sieht aus die Aleppokiefer, die doch in Palästina üppig gedeiht und ganze Wälder bildet[2]. Wenn wir bei der gemäßigten Zone an die Jahresisothermen denken, die zwischen 0° und 20° Celsius liegen, befinden wir uns in Berlin in der ungefähren Mitte dieser Zone. Palästina liegt an der Südgrenze. Das drückt sich darin aus, daß es mit seinem Weinbau, der in Gebirge und Küstenebene gedeiht, unserm Gebiete an

[1] PJB 1909, Tafel 3, Abb. 1.
[2] S. PJB 1909, Tafel 1.

gehört, während seine Dattelpalmenpflanzungen im Jordantal und am Südende des Küstenlandes die Nähe der heißen Zone beweisen. Aber nicht nur durch den Weinstock ist Palästina uns verschwistert. Der grannenlose Weizen, der auf unsern Feldern wogt, hat nicht nur seinen ebenbürtigen Bruder in dem begrannten Weizen Palästinas, sondern, wie jetzt angenommen wird, in dem wilden Emmerweizen (Triticum dicoccum) des Ostjordanlandes seinen Ahnherrn, der vielleicht der Kussémet der Bibel (bei Luther Spelt) entspricht. Seiner Entwicklung durch die Kultur verdanken wir unser Semmelmehl, dessen Name, vom griechischen σεμίδαλις stammend, im arabischen semīd für „Grieß" in Palästina noch immer zu Hause ist.

Der Boden Palästinas mag uns durch seine vorwiegende Kahlheit, die eine Folge seines trockenen Sommers ist, fremd und wüstenhaft anmuten. Aber sobald wir seinem Werden nachgehen, so stoßen wir auf die Spuren der für das Werden Norddeutschlands so wichtigen Eiszeiten, die hier als Regenzeiten wirkten. Wir finden im Einbruchsgraben des Jordan einen Verwandten des Rheintals und in dem vermeintlichen Quellsee desselben Flusses[1] ein Gegenstück zu den Maren der Eifel. Bei den zerklüfteten Sandsteinmassen der Umgebung von Petra denken wir an die Tafelberge des Elbsandsteingebirges, und bei den schneeweißen Abstürzen der Tyrischen Leiter an die obere Kreide der Felsen an der östlichen Küste von Rügen. Bei seinen dreizehn Wasserfällen[2] müssen wir sogar oft nach Norwegen hinübergreifen, um ähnliches zu finden.

Und die Denkmäler menschlicher Kultur? Im Stadtgarten von Greifswald hat man Dolmen und Steinkreise aufgestellt zur Erinnerung an die Menschen, die einst ihre Toten so monumental bestatteten und bedeutungsvolle Stätten mit Felsblöcken umfriedeten. Eine fast ununterbrochene Kette solcher Kulturzeugen umzieht von Skandinavien aus das westliche Europa und mündet über Nordafrika nach Palästina, wo wir sie zu Hunderten finden[3]. Ist das rein zufällig? oder gab es einen inneren Zusammenhang in vorgeschichtlichen Zeiten zwischen der Kultur der Küste des Mittelmeeres und der Ostsee? Eben jetzt sind schwedische Archäologen mit der Frage beschäftigt, ob es nicht ihre Aufgabe ist, diesen Denkmälern Palästinas eine fachmännische Untersuchung zu widmen.

Wir überspringen das Jahrtausend, das in Palästina zwischen dem Ende der Steinzeit und dem Eindringen der Ausläufer der klassischen griechischen Kultur, die wir Hellenismus nennen, liegen mag. Die Zwischen-

[1] PJB 1905, Tafel 4, Abb. 3.

[2] S. die Übersicht über 13 palästinische Wasserfälle, PJB 1917, S. 50.

[3] Ebenda Abb. 2, PJB 1919, Abb. 2, 3.

zeit hinterließ, etwa mit Ausnahme einiger zyklopischer Böschungswälle von Fliehburgen[1], oberhalb der jetzigen Erdoberfläche kaum irgendwo erkennbare Reste. Von Salomos berühmten Bauten hat noch niemand mit Sicherheit einen Stein gesehen, und will man Jerusalems israelitische Periode vor Augen haben, muß man durch den dunkeln Felsengang des Kanals des Königs Hiskia in Wasser und Schlamm waten[2]. Das ist nicht zufällig und würde bei uns in ähnlicher Weise für die Zeit gelten, in welcher die römische Kultur noch nicht ihren Einzug gehalten hatte. Es besagt nicht, daß diese Zeit Palästinas für uns keine Bedeutung hätte. Aber es ist ein Anzeichen dafür, daß, was sie leistete, nicht auf dem Gebiet des Schaffens in Formen gelegen haben kann. Anders wird das erst mit dem Einzuge des Hellenismus und in seinem Gefolge der römischen Kultur. Und damit beginnt eine neue Art von Beziehungen zwischen Palästina und uns.

Bei dem massigen Turm des Herodes in Jerusalem denken wir an die trotzige Porta nigra in Trier, in der bei uns römische Befestigungskunst sich ein Denkmal gesetzt hat. Im ostjordanischen Gerasa wandern wir durch die Säulenstraße und das Forum und schauen von der Ruine seines Artemistempels durch die korinthischen Kapitäle seiner Vorhalle[3]. Wir sitzen auf den Stufen eines der beiden Theater der Stadt und beobachten seine Akustik. Wir bewundern in Petra die noch vorrömischen Formen einer in den Felsen gehauenen Schauwand eines nabatäischen Königsgrabes[4]. Überall werden wir dessen inne, daß die Einzelheiten der Kunst, die diese Werke schuf, bei uns ebenso heimisch sind wie dort. An geschmackvollen und geschmacksarmen Fassaden unserer Häuser werden sie noch heute verwandt, zuweilen so ausschließlich, als ständen für Fensterumrahmungen und Hausgesimse keine anderen Schmuckteile zur Verfügung als diejenigen, welche Athen und Rom schufen.

Die Wege der römischen Kunst führen uns in Palästina erst später zu den Kirchen, welche zuweilen heidnischen Tempeln gegenübertraten, früher zu den Synagogen, denen seit langem hellenistische Baukunst diente, so daß es nicht auffallen kann, wenn auch die römische Kunst in ihnen heimisch wurde. Man baute sie jetzt gern als einen von zweigeschossigen Säulenhallen auf drei Seiten umgebenen Raum, also wie eine Basilika ohne Apside[5]. Eine in wichtigen Punkten abweichende, aber doch ähnliche

[1] PJB 1905, Tafel 4, Abb. 1.
[2] Vgl. PJB 1918, S. 52.
[3] PJB 1909, Tafel 4, Abb. 1.
[4] PJB 1907, Tafel 5, Abb 3.
[5] Vgl. Dalman, Orte und Wege Jesu, S. 141 ff. Eine zweite Auflage ist im Druck.

Lösung ergab die Anwendung der römischen Bauformen auf die Bedürfnisse des christlichen Gottesdienstes. Dieser verwandtschaftliche Zusammenhang zwischen den ersten monumentalen Kirchengebäuden und den alten Synagogen Palästinas ist bedeutsam, aber nicht das ist es, worauf hier zuletzt abgezielt werden soll. In der von einem nichtjüdischen Zenturio (Luk. 7, 5) sicher mit hellenistischer Kunst erbauten Synagoge von Kapernaum, der Vorgängerin des Baus, der jetzt aus seinen Trümmern wieder erstehen soll, begegnen wir keinem andern als Jesus — mit Worten, die man weder vorher noch nachher in einer Synagoge gehört hat: „Ist es am Sabbat erlaubt, Gutes zu tun oder Übles, Leben zu retten oder zu töten?" (Mk. 3, 4) — einem Worte unter den vielen, mit denen er tausendjährige palästinische Kulturgeschichte ihrem Ziele zuführte.

Es ist nicht zufällig, daß diese Worte in hellenistisch gebauten Synagogen laut wurden. So sehr sie zusammenhängen mit dem Besten, was Gott vor dem Eindringen des Hellenismus auf palästinischem Boden hatte erwachsen lassen, so liegt doch in ihnen der Keim einer Entschränkung des auf ein Volk und Land Beschränkten zum Allgemeingültigen und Menschheitlichen, bei der der Hellenismus als Bahnbrecher gedient hat. Bewundernd konnte Jesus deshalb den Glauben des heidnischen Erbauers dieser Synagoge als „in Israel nicht gefunden" anerkennen (Luk. 7, 9).

So ist dann auch das Christentum nicht als eine Abart des Judentums, sondern als ein Bestandteil der griechisch-römischen Kultur zu uns gekommen. Aber so wahr sein wichtigster Inhalt nicht ein blasses Prinzip der Weltanschauung, sondern die Geschichte des Jesus von Nazareth ist, so fest ist auch seine Verankerung in Palästina. Denn auf seinem Boden wurde er, was er war, und vor den Mauern Jerusalems stand das Kreuz, das ihn Einem Volke nahm, um ihn allen zu bringen. Die Geschichte unseres deutschen Volkes, unserer Universitäten, unseres eigenen Lebens, wir mögen Nazarener sein wollen oder nicht, kann ohne Palästina nicht gedacht werden. In Bethlehem, in Nazareth, in Jerusalem sind wir alle heimisch geworden. Die deutschen Nachbildungen des jerusalemischen Grabes Christi von der Zeit Karls des Großen bis zum 18. Jahrhundert, deren die Frömmigkeit unserer Väter nach meinen Untersuchungen dreiunddreißig geschaffen hat[1] — ich freue mich dessen, daß ein naher Verwandter einer meiner Ahnfrauen um 1504 das schönste derselben, das Heilige Grab von Görlitz, begründete[2] — sie alle sind Denkmäler der unauf-

[1] Der Ertrag meiner Untersuchungen soll demnächst herausgegeben werden in „Das Grab Christi in Deutschland".

[2] S. darüber Dalman, Neues Lauf. Magazin 1915, S. 198 ff. und Die Kapelle zum Hl. Kreuz und das Hl. Grab in Görlitz und in Jerusalem, 1916.

löslichen Beziehung Deutschlands zu jenem Lande, dessen Lage an der Grenze zweier Zonen dafür gesorgt hat, daß nichts, was in ihm geschah, irgendeinem Menschen ganz fremdartig sein kann.

Wir übergehen die Kreuzzüge des Mittelalters, bei denen Deutsche eine oft übersehene Bedeutung hatten, weshalb schon Johann von Würzburg 1172 in Jerusalem an das Grab des tapferen Wigger in lateinischer Sprache schrieb[1]:

> Nicht die Franken, nein der Frankonen[2] schärfere Schwerter
> befreiten die heilige Stadt nach langem Gefängnis
> von dem lastenden Joche vielsprachiger Heiden.
> Die Frankonen, nicht Franken, Wigger, Gumram und Gottfried,
> der Herzog[3], beweisen, daß dies sei zu merken.

Ein Kreuzzug mit neuen Waffen begann, als vor 80 Jahren König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den Anstoß gab zur Errichtung eines mit England gemeinsamen evangelischen Bistums in Jerusalem, das am 21. Januar 1842 mit dem Einzuge eines anglikanischen Bischofs jüdischer Herkunft ins Leben trat. Daran schloß sich 1851 die Begründung einer deutschen evangelischen Gemeinde in Jerusalem mit eigenem deutschen Pfarrer. Sie erhielt 1871 in der Kapelle der Muristanruine, die 1869 der Krone Preußens geschenkt wurde, ihren ersten eigenen gottesdienstlichen Versammlungsraum und durch die 1889 ins Leben getretene Evangelische Jerusalems-Stiftung 1898 eine im Beisein des Deutschen Kaisers und von Vertretern aller deutschen, aber auch der nordischen evangelischen Kirchen geweihte Kirche. Ein eigenes Pfarrhaus und ein Schulhaus mit einem zur Musterschule Jerusalems ausgebauten Progymnasium bezeichnen seit 1903 den Platz, wo Kaiser und Kaiserin damals ihr Zeltlager hatten. Zu der Gemeinde Jerusalem waren inzwischen deutsche Gemeinden in Jaffa und Haifa (mit Waldheim) hinzugekommen, so daß die Gesamtzahl der Gemeindeglieder sich auf etwa 450 belief.

Die Gemeinsamkeit des anglikanischen Bistums war 1881 aufgelöst worden. Aber als ein Denkmal dieses Zusammenwirkens von England und Preußen besteht noch immer in Jerusalem ein gemeinsamer Friedhof, auf welchem Engländer und Deutsche, sowie die arabischen Mitglieder ihrer Missionsgemeinden zu ihrer letzten Ruhe gebettet werden. Das Friedhofskomitee hatte den englischen Bischof zum Vorsitzenden,

---

[1] Tobler, Descriptiones, S. 155.

[2] Dem Dichter sind die Frankonen Deutsche im Gegensatz zu den romanisierten Franken.

[3] Daß Gottfried von Bouillon ein Deutscher war, ist auch bei uns oft vergessen worden.

den Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde zum stellvertretenden Vorsitzenden, den deutschen Generalkonsul zum Schatzmeister. Nie wurde, solange ich dieser Körperschaft angehörte, das Zusammenarbeiten durch Mißhelligkeiten gestört.

Gleichzeitig mit der Gemeindegründung kam es zu selbständiger deutscher christlicher Tätigkeit, indem 1851 vier Kaiserswerther Diakonissen mit Krankenpflege und Mädchenerziehung einen Anfang machten, der 1868 zur Begründung der Mädchenerziehungsanstalt Talitha Kumi und 1894 zur Errichtung eines geräumigen Krankenhauses führte. 1860 begründete „Vater Schneller" das Syrische Waisenhaus, um den Kindern der Opfer eines mohammedanischen Blutbades eine Zufluchtsstätte zu bieten. Später wurde es zu einer weitverzweigten Erziehungsstätte arabischer Knaben zu Handwerkern, Ackerbauern, Lehrern und Predigern, mit der eine vielbesuchte arabische Tagesschule in Jerusalem verbunden war. Gleichzeitig übernahm der 1852 gegründete Jerusalems-Verein die arabisch-protestantische Gemeinde Bethlehem und begann damit ein Werk der „inneren" Mission unter den arabischen Christen, aus dem außer drei anderen kleinen Gemeinden und nach neuen moslemischen Christenmorden 1898 das Armenische Waisenhaus erwuchs. Das im Jahre 1867 von deutschem Mitleid mit unheilbarer Krankheit begründete und seit 1881 von der Brüdergemeine geleitete Aussätzigenasyl war von Anfang an eine Stätte geduldiger und opferfreudiger deutscher Arbeit, die auch den Weltkrieg überdauert hat.

Ein Ausschnitt deutschen christlichen Volkslebens wurde aus Württemberg nach Palästina verpflanzt, als die „Templer" 1868 begannen, ihr Ideal des Reiches Gottes unabhängig von der evangelischen Kirche in Kolonien zu verwirklichen, deren schließlich sechs mit etwa 1400 Seelen entstanden waren. Diese Kolonien wollten weder lediglich deutschen Auswanderern im Ausland eine Stätte bereiten, noch etwa gar Palästina unter deutschen Einfluß bringen, sondern ihr praktisches Christentum, in Ackerbau, Weinbau und Geschäftsbetrieb verwirklicht, sollte auf der hohen Warte dieses Landes „das Licht des Evangeliums auf einen Leuchter stellen, von dem es in alle Lande strahlen kann"[1].

Von Anfang an schon hatte man der deutschen Pilger nicht vergessen. König Friedrich Wilhelm IV. begründete im Zusammenhang mit der Station der Kaiserswerther Diakonissen ein Handwerkerheim, das dann 1858 in die Pflege der Brandenburger Johanniter überging und zu einem Hospiz ausgestaltet wurde, das auch zahlreichen Nichtdeutschen

[1] C. Rohrer, Die Tempelgesellschaft oder Ein neuzeitlicher Versuch der Verwirklichung der Verkündigung Jesu von Nazareth (1920), S. 10.

gedient hat. Zu dieser räumlich sehr beschränkten Herberge kam 1910 der gewaltige Hospizbau der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung[1] auf der nördlichen Fortsetzung des Ölberges, der als Erholungsheim für Diakonissen und Missionare und als ruhige Wohnstätte für solche, die in Jerusalem längeren Aufenthalt nehmen möchten, gedacht war. Man hat weitschauende politische Pläne dahinter vermutet[2] und nicht begreifen können, daß deutsche, auch kaiserliche Liebe zum Lande des Erlösers sich nicht genug tun kann, um den Aufenthalt in Jerusalem nicht nur deutschen, sondern auch anderen evangelischen Christen anziehend und ersprießlich zu machen. Aber so war es; die Worte, mit denen die Hammerschläge bei der Grundsteinlegung und die Weihe des fertigen Baues begleitet wurden, klangen zusammen in dem Wunsch, hier „an der Römerstraße ein Denkmal des Friedens zu errichten dem König der Könige“[3], getreu den Worten unseres Kaisers vor dem Altar der Erlöserkirche: „Wie vor fast zwei Jahrtausenden, so soll auch von hier der Ruf in alle Welt erschallen, der unser aller sehnsuchtsvolles Hoffen in sich birgt: Friede auf Erden! Nicht Glanz, nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Ehre, kein irdisches Gut ist es, was wir hier suchen. Mit der werbenden Kraft dienender Liebe sollen die Herzen zu dem geführt werden, in dem allein das geängstigte Herz Heil, Ruhe und Frieden findet.“

Zur deutschen christlichen Arbeit im Heiligen Lande und für das Land fügte sich schließlich auch die deutsche, vor allem der Erklärung der Bibel dienende Forschung. Der Deutsche Palästina-Verein, der seine Wiege in Basel hatte, begann 1877 seine Tätigkeit und hat durch Ausgrabungen, Kartenlegung und Veröffentlichung vielseitiger Arbeit zur Erforschung des Landes Wichtiges beigetragen. Später hat die Deutsche Orient-Gesellschaft sich ihm beigesellt, und 1902 gab das von den deutschen evangelischen Landeskirchen gemeinsam errichtete Institut für Altertumswissenschaft in Jerusalem der deutschen Palästinaforschung ein ständiges Heim im Heiligen Lande, das zugleich ein Studienort sein sollte für Theologen im geistlichen und Schuldienst, die alljährlich von dort aus zu Pferde die Heimat der Bibel durchzogen. Forschend und lehrend sollte dies Institut die unverrückbare Tatsache unserer Beziehung zu Palästina allseitig klären, nicht um das Christen-

[1] S. dazu PJB 1916, S. 71 f.

[2] Ein jüdischer Zeitungsbericht sprach von militärischen Bollwerken, mit denen Deutschland Jerusalem umgeben habe, als könnte man die französischen Hospize, Klöster und Schulbauten in beherrschender Lage und das Kastell des englischen Bischofs nicht ebenso deuten.

[3] Diese Worte begleiteten meinen Hammerschlag bei der Grundsteinlegung.

tum in die engen Schranken, aus denen es kam, zurückzuführen, sondern um es auf dieser Erde und in ihrer Geschichte immer fester zu verankern. Mit dem Glauben und der Liebe sollte auch die Erkenntnis das deutsche Volk mit Palästina verbinden.

Wie heimisch war der Deutsche in Palästina geworden! Nimmt man zu dem bisher Genannten das, was katholische deutsche Palästinaliebe an Schulen, Klöstern und Hospizen geschaffen hat, so ist verständlich, daß niemand Palästina besuchen konnte, ohne auf deutsche Arbeit und deutsches Christentum zu stoßen. Wer in Jaffa oder Haifa landete, konnte bei der Reise durch das Land jede Nacht in einem guten deutschen Hause schlafen.

Das christliche Deutschtum in Palästina, neben dem sich noch ein jüdisches nennen ließe, hat in friedlichem Einvernehmen gestanden mit allen anderen dort arbeitenden Völkern und wünscht nichts mehr als das innere und äußere Erblühen der einheimischen Bevölkerung aller Religionen. Das Heilige Land wäre uns Deutschen auch nicht, was es uns ist, wenn es uns nicht in Fühlung gebracht hätte mit so vielen Nationen der Erde, welche mit ähnlichen oder denselben Banden wie wir an dies Land gebunden sind. Wir empfanden nirgends so stark wie hier, daß die Menschen und Nationen, aber vor allen Dingen die Christen, zusammengehören. Daraus entsprang der von mir einst betriebene Gedanke eines unpolitischen, rein fachmännischen Komitees, das die Archäologen Jerusalems zu gemeinsamer Beratung über die Erhaltung und Zugänglichmachung der Altertümer Palästinas einigen sollte[1]. Was damals von Frankreich durch Einmischen politischer Gedanken vereitelt wurde, hat jetzt England in erweitertem Umfang verwirklicht.

In Verständigung mit allen Größen, die Palästina von innen und außen bestimmen, muß jede dort geleistete Tätigkeit geübt werden. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß deutsche evangelische Arbeit, der Gottes Segen nicht gefehlt hat, in siebzig Jahren dort festgewachsen ist. Deshalb dürfen wir gar nicht mehr fragen: Was geht uns Palästina an? Wir sind dort zu Hause, unsre Arbeit liegt dort seit zwei Generationen, und es ist uns ganz unmöglich, sie im Stiche zu lassen.

[1] S. PJB 1916, S. 5.

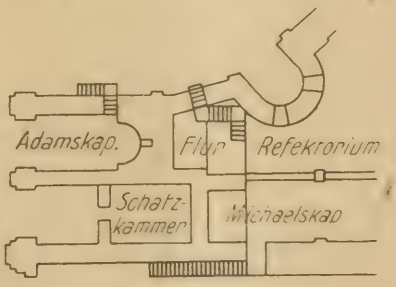
Arbeiten aus dem Institut.

Archäologisches zum Golgothafelsen.

Von Gustaf Dalman.

1. Der Spalt von Golgotha.

Im östlichen Seitenschiff des südlichen Transeptes der Grabeskirche wird im Hintergrunde des Obergeschosses auf einer Marmorstufe von 45 cm Höhe unter einem Altar durch ein rundes Loch von $9^1/_2$ cm Durchmesser in einer Tiefe von 40 cm Fels gezeigt, auf dem an dieser Stelle das Kreuz Christi errichtet gewesen sein soll[1]. Ein Stück rechts davon befindet sich ein durch ein verschiebbares Messinggitter verdeckter Schlitz von 90 cm Länge und $6^1/_2$ cm Breite, in dessen Grund 45—54 cm tief ebenfalls Fels sichtbar wird, der sich nach rechts (Süden) bis an die marmorne Bedeckung der Stufe erhebt und sich da 14 cm unterhalb der Oberfläche befindet[2]. Man sagt uns, hier habe sich infolge des Erdbebens beim Tode Jesu der Fels gespalten, obwohl Matth. 27, 51 nicht gesagt ist, daß auch der Golgothafelsen gerissen sei. Aber was man sieht, ist kein bloßer Spalt oder Riß, sondern eher eine natürliche in der Länge von 1,48 m sichtbare Rinne, in deren Grunde zwei Felsblöcke eng aneinander stoßen.



[1] S. darüber PJB 1913, S. 119.

[2] Vgl. meine ergänzende Beschreibung a. a. O., S. 120 f.

Im Untergeschoß desselben Teiles des Nebenschiffes, der sog. Adamskapelle, zeigt man durch ein Gitterfenster von $71^1/_2$ cm Höhe und 55 cm Breite[1], 31 cm rechts von der Mitte der Rückwand der Apside, welche die Kapelle nach hinten abschließt, ebenfalls Fels, und zwar in der Gestalt einer nach oben und rückwärts sich verengenden Kluft, deren ebener, aus einem eingesetzten Stein bestehender Boden 17 cm höher als die Unterschwelle des Fensters, welche sich selbst 1,10 m über dem Fußboden der Kapelle befindet, hinten etwas ansteigt. Die Kluft ist 75 cm breit, 1 m hoch und nach hinten, wo sie sich zu einem engen Winkel zusammenzieht, 1,32 m tief. Phantastisch ist der Spalt von 7 m Tiefe auf dem Plane bei Meistermann, Durchs Heilige Land, zu S. 108. Links hat man die etwa 50 cm tiefe Lücke zwischen Fels und Mauer teilweise durch einen eingesetzten Stein ausgefüllt. Jedenfalls bleibt hier keine Lücke zwischen dem Fels und der vorgebauten Apsidenwand von 35 cm Dicke, während rechts der Meterstab sich 70 cm weit zwischen Fels und Wand in gerader Richtung hinschieben läßt. Die Beobachtung ist wichtig, denn sie zeigt, daß die äußere Wand der hier 55 cm dicken Mauer der Apside sich geradlinig und nicht gekrümmt fortsetzt und daß also hinter dieser Seite der Apside kein Fels zu erwarten ist. Vincent hat also die Wirklichkeit nicht getroffen, wenn er auf seinem Plane, der die horizontale Ausdehnung des Golgothafelsens in der Adamskapelle angeben soll[2], den Felsen ihre Apside vollständig einschließen läßt. Ebenso ist auf Grund bloßer Vermutung, nicht Beobachtung auf seinem Durchschnitt der Felsen so gezeichnet[3], als sei die ganze Apside in ihn eingehauen und die „Kluft" bestehe in einer völlig unmotivierten Nische ihrer Rückwand.

Die Kluft der Adamskapelle steht nach alter Tradition in Verbindung mit dem oben sichtbaren „Spalt" und soll also mit ihm sich beim Tode Christi geöffnet haben. Darin befand sich, wie man annahm, der Schädel Adams, nach welchem der Fels Schädelstätte geheißen haben soll[4]. Man erzählte, daß das Blut des gekreuzigten Christus vom Kreuze auf ihn herabgetroffen sei. Diese Vorstellung lag um so näher, als die Stätte des Kreuzes sich nach meinen Messungen in der Tat fast genau über dieser Kluft befindet. Der „Spalt" der Oberfläche von Golgotha liegt nur etwa 80 cm weiter südlich. Seine Verbindung mit der Kluft unten ist nicht unmöglich, aber doch nicht ohne weiteres einleuchtend. Aber schon bald nach der Erbauung des Martyrion und der Anastasis,

[1] S. PJB 1913, Abbildung 15.

[2] Vincent u. Abel, Jérusalem II (1914), Abb. 67.

[3] Ebenda Abb. 54.

[4] Vgl. PJB 1913, S. 99.

der älteſten Grabeskirche, durch Konſtantin hat um 350 eben in der Nähe dieſer Stätte Cyrill von Jeruſalem hingewieſen auf „dieſes heilige Golgotha, das hervorragende und bis heut ſichtbare, das bis jetzt zeigt, wie damals wegen Chriſti die Felſen ſich ſpalteten“ (Kat. XIII 39). Der griechiſche Bearbeiter Photios Alexandrides bemerkt dazu, daß es außer dem auf Golgotha gezeigten Spalt dort noch andere Riſſe gebe, da der Berg an vielen Stellen geſpalten ſei. Er verlangt alſo keinen unmittelbaren Zuſammenhang des oberen Spaltes mit den übrigen. Aber Riſſe oder Klüfte hat der Fels, welcher urſprünglich hier im Weſthofe der Kirche freiſtand, von allem Anfang an gehabt.

Hinter der Kalvarienkapelle hat Schick gemeint, eine Fortſetzung des Riſſes im Golgothafelſen entdeckt zu haben. Er beſchreibt ſie als einen drei Fuß hohen, oben 18 Zoll, unten 8 Zoll weiten Spalt, welcher ſich hier vom Aufgang zum Refektorium der griechiſchen Mönche 12 Fuß weit in öſtlicher Richtung erſtrecke und da bei einer ganz im Felſen liegenden Ziſterne (auch mit Felſendecke) ende[1]. Danach hat Schick in ſeinem nicht lange vor ſeinem Tode verfertigten Modell von der Umgebung der Grabeskirche mit Angabe des Felſens, jetzt im Beſitz unſeres Inſtituts, den Golgothafelſen in faſt gleicher Höhe (auf einem ungedruckten Durchſchnitt von ſeiner Hand etwas niedriger) unter dem Fußboden jenes Refektoriums fortgehen laſſen und nur bei dem Aufgang zu demſelben eine Vertiefung eingeſchaltet, welche den Golgothafelſen teilweiſe von ſeiner öſtlichen Fortſetzung trennt. In dieſe Vertiefung mündet der Spalt von Golgotha und ſetzt ſich jenſeits derſelben bis zu jener Ziſterne fort. Entſprechend iſt auch die Darſtellung in ſeinen gedruckten[2] und ungedruckten Plänen und Durchſchnitten vom Jahre 1898. Die Frage iſt von Wichtigkeit nicht nur für unſere Vorſtellung vom Golgothafelſen und von dem Orte „hinter Golgotha“ in der byzantiniſchen Zeit, ſondern auch für das Niveau, auf welchem das Martyrion des Konſtantin zu denken iſt. Ich habe deshalb ſchon im Jahre 1907 in dieſer Richtung Unterſuchungen angeſtellt und dieſelben im Auguſt 1912 mit der gütigen Erlaubnis Sr. Seligkeit des orthodoxen Patriarchen von Jeruſalem zum Abſchluß gebracht.

Drei halbkreisförmige Stufen führen aus dem Chorumgang der Grabeskirche hinter der Kalvarienkapelle hinauf zu einem 1,40 m über dem Boden der Kirche liegenden Flur von 1,20 m Breite, der nach 3,29 m Länge im Hintergrund durch eine dünne Holzwand abgeſchloſſen wird, während unmittelbar vorher links eine anfänglich 92 cm breite

[1] PEFQ 1898, S. 146, vgl. zwei ſkizzenhafte Pläne in ſeinem Nachlaß.

[2] A. a. O.

Treppe sich anschließt, die mit einer Wendung nach Süden auf neun Stufen zum Refektorium der Griechen hinaufführt. Der 2 m hohe Flur der mit Steinplatten und zwei Säulenfragmenten roh gedeckt ist, läuft vollständig in Mauerwerk, das links als guter Bau dem ursprünglichen Kirchenbau anzugehören scheint, aber rechts nach der Adamskapelle zu mehr wie rohes Flickwerk erscheint. Auch eine rechts 65 cm in die Wand hineinlaufende Nische hat im Hintergrund nur Steine. Hinter der Holzwand setzt sich der hier überwölbte Flur noch 1,33 m fort und endet dann mit einer 88 cm breiten und 85 cm tiefen, oben geradlinig geschlossenen Nische. Nach Golgotha zu hatte er schon vorher sich verbreitert, so daß er erst um 34 cm, schließlich um 56 cm in die Westwand hineinläuft. Die Erweiterung ist von einer niedrigen Steinbank umzogen. In den Boden ist ein 90 cm tiefes, etwa 1 m langes und 70 cm breites Bassin eingelassen, dessen genaue Breite und Länge ich 1912 nicht messen konnte, weil Holzkohlen darüber aufgehäuft waren. Nach Westen zu schließt sich hier ein 1,18—1,25 m hoher, erst 53 cm, dann 84 cm breiter Gang von 2,10 m Länge an, in dessen nach Westen etwa um 13 cm ansteigendem Boden eine 13 cm tiefe Rinne eingelassen ist, die oben 26 cm breit ist. Sie hat ihren Fall nach Westen zu. Da über ihrem Ostende ein kleines Loch in der Wand eine Verbindung mit der dort liegenden Zisterne herstellt, ist die Meinung zweifellos, daß das Wasser derselben wenn es bis zu ihrer Decke gestiegen ist, in das vorher erwähnte Becken ablaufen soll, gewiß, um da ausgeschöpft zu werden. Es handelt sich bei der ganzen Einrichtung offenbar erstlich um einen sehr wichtigen Zugang zu einer sonst unzugänglichen Zisterne, dann um eine Vorsorge für ihr Überflußwasser. Der seitliche Gang ist nach dem Aussehen der sehr rohen geschwärzten Wände und der flachen, aus Steinplatten hergestellten Decke nicht erst neuerdings gemacht worden. Aber sein Fußboden und die Rinne haben, seit ich sie kenne, eine neue Zementbekleidung erhalten. Die Wände sind aus Steinen hergestellt; ob der Fußboden aus Fels besteht, läßt sich wegen des Zements nicht erkennen, da es im Flur nicht der Fall ist, kann es nicht als wahrscheinlich gelten.

Dieser Gang ist nun offenbar der von Schick entdeckte „Felsenspalt“[1], welchen ehedem die Pilger beschrieben haben sollen. Daß unter dem Fußboden Fels liegen kann, soll nicht bestritten werden. Höher als dieser ist aber jedenfalls kein Fels sichtbar. Es kann also von einer hier sicht-

[1] Schick zeichnet auf seinen ungedruckten Plänen wirklich einen in Krümmungen verlaufenden Felsenspalt. Aber seine Bleistiftskizze verrät, daß er den Gang zur Zisterne nicht anders sah als wir, und daß erst die Annahme, daß hier ein Felsenspalt laufe, ihm nachträglich die unregelmäßige Gestalt verlieh.

baren Fortsetzung des „Spalts" in der Adamskapelle nicht die Rede sein, zumal dieser weiter südlich liegt. Unbegreiflich bleibt, wie Schick diesen Gang als einen 3 Fuß hohen und 8—18 Zoll weiten Felsenspalt hat beschreiben können. Aber ebensowenig kann ich Vincent[1] recht geben, der auf seinem Plan und Durchschnitt nicht nur den Fußboden, abgesehen vom Eingang, durchgängig als Fels zeichnet, übrigens, ohne das Bassin anzugeben, sondern auch die Nische im Hintergrund und die ganze rechte Seitenwand des Treppenflurs und des Ganges zur Zisterne bis oben als Fels voraussetzt. Rohes gemauertes Flickwerk habe ich hier überall gesehen, aber nicht Felsen, der hier eine Höhe von 3,35 m über dem Fußboden der Grabesrotunde erreichen soll.

Die Untersuchung der an den Gang angeschlossenen Zisterne ist dadurch erschwert, daß man nur durch eine etwa 40 cm im Quadrat messende Öffnung, die in 30 cm dickem Mauerwerk, nicht im Felsen liegt (wie Schick behauptet), in sie hineinschaut, wobei der freie Ausblick dadurch gehindert ist, daß ihre Decke nur wenig höher liegt als die Unterschwelle der Öffnung, und man zunächst nur einen 50 cm breiten und 1,60 m langen Raum vor sich hat, welcher oben bis nahe an den Fußboden des Refektoriums hinanreicht und einmal als Schöpfloch gedient haben wird. Doch gelang es, das Innere so weit zu erleuchten, daß die östliche und südliche Wand der Zisterne erkennbar wurden. Nach Norden zu erlaubt die nahe Dornenkrönungskapelle jedenfalls keine weite Ausdehnung. Durch ein mühsam eingeführtes Rohr ließ sich die Breite von West nach Ost auf 2,40 m feststellen, die Länge dürfte 4 m nicht überschreiten. Die Tiefe beträgt nach Schicks Originalskizze mit ausdrücklicher Angabe 4,20 m. Es handelt sich also um eine kleine, aber verhältnismäßig tiefe Zisterne. Felsen schien an ihrer östlichen Wand nahe der Wölbung, welche selbst nicht nach Fels aussieht, erkennbar. An der Westwand dürfte dementsprechend ein Vorsprung, 38 cm tiefer als der Fußboden des Ganges, sein oberes Ende bedeuten. Das würde besagen, daß dieser Fußboden in derselben Entfernung Fels unter sich hat, daß also hier in einer Höhe von etwa 1 m über dem Fußboden der Grabeskirche der Fels ansteht. Das kleine Bassin im Flur habe ich nicht genauer untersuchen können. Es bleibt also ungewiß, ob jene Felshöhe unter dem Flur völlig durchläuft, oder ob der Golgothafels auch hier bis auf die Tiefe des Kirchenfußbodens isoliert ist. Als bloße Phantasie muß ich es aber bezeichnen, daß Vincent auf seinem Durchschnitt dieser Zisterne[2] mehr als die Hälfte ihrer Decke als Fels zeichnet.

[1] Jérusalem II, Abb. 55. 56.

[2] Jérusalem II, Abb. 56.

Wie ungenau seine Angaben hier sind, zeigt sich auch darin, daß er auf einem anderen Durchschnitt[1], der diese Felsendecke nicht hat, der 2,40 m breiten Zisterne eine Breite von 5,80 m gibt, sie also mehr als verdoppelt.

2. Die Oberfläche und Höhe des Golgothafelsens.

In dem *Προσκυνητάριον τῆς Ἁγίας Γῆς*, Band I (1872), von Benjamin Joannides wird S. 194 Anm. 1 das Zeugnis des Neophytos, der nach dem Brande von 1809 den Golgothafelsen entblößt gesehen hat, mitgeteilt. Es lautet in Übersetzung: „Sie (das Subjekt ist nicht genannt, wohl die Felsflächen) sind aber mit Marmor bedeckt und jetzt nicht sichtbar. Wir wurden jedoch durch die göttliche Gnade gewürdigt, mit eigenen Augen die ganze jetzt mit Steinplatten verhüllte Fläche des Gipfels des schauerlichen Golgotha als nackten Felsen zu sehen, wie er in der Zeit der Kreuzigung des Herrn war. Wir sahen auch das Loch, in welchem das Kreuz befestigt war, und die Spalten. Wir sahen es aber im Jahre 1809, als wir den von der allbezwingenden Zeit unbrauchbar gewordenen Marmor darüber wegnahmen und den jetzt sichtbaren dahinsetzten. Es sahen, sage ich, damals das Genannte wir sowohl als viele andere, nicht nur Orthodoxe, sondern auch Lateiner, Armenier und andere Einheimische und Fremde. Wir sahen es, und die Tränen flossen von den Augen aller, die es sahen. Es ist aber das Aussehen des heiligsten Felsens von Golgotha wie Platin, wie auch das lebenenthaltende Grab aus dem arabisch Meleki, d. h. königlich, genannten Stein ..... Den göttlichen Hügel von Golgotha schnitt die heilige Helena ringsum ab, damit sie die Stätte eben mache und den Tempel ausdehne. Die Fläche des Gipfels dieses Hügels hat aber einen Umfang von 11 Klaftern, die Höhe aber vom Boden bis oben beträgt 5 Bauellen. Genau ringsum gemessen, ist der Umfang 30 Bauellen, die Höhe vom Boden der Kreuzabnahme bis oben $7\frac{1}{2}$. Dieser ganze Abstand ist wurzelhafter Fels, demgemäß, daß es ein felsiger Hügel war." — Eine Bauelle beträgt in Jerusalem jetzt 75 cm, 5 Bauellen wären also 3,75 m, während die Höhe von Golgotha über dem Fußboden der Kirche 4,92 m beträgt. Die Höhe des Felsens über dem Kapellenboden wird auf $7\frac{1}{2}$ angegeben. Das können nur Zoll oder Fingerbreiten von 2,82 cm sein, so daß sich 21,15 cm ergeben, während ich 31 cm gemessen habe. Der Umfang soll 11 Klaftern = 30 Bauellen messen. Da der Felsen wohl viereckig vorgestellt wird, könnte es ein Viereck von 10 zu 5 Bauellen, d. h. von 7,50 zu 3,75 m sein sollen. Doch haben wir keine Gewähr, daß die angenommenen Maße richtig

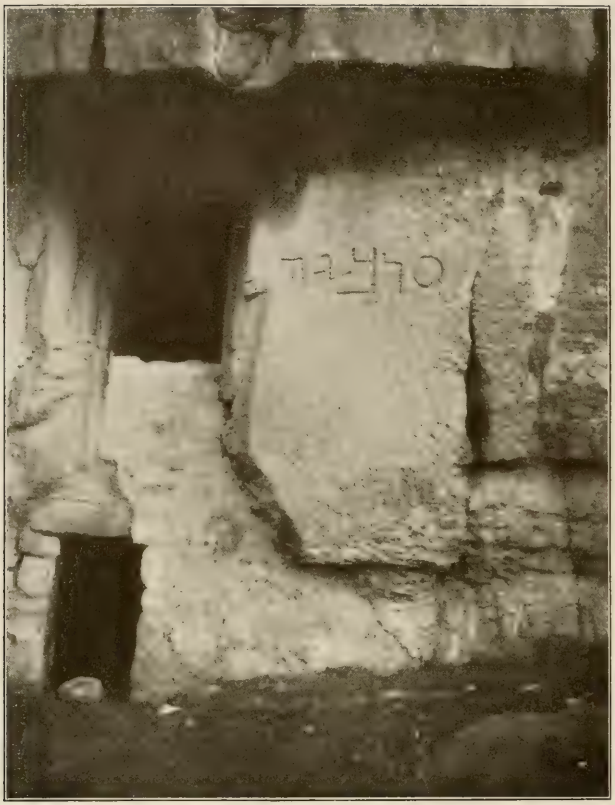
[1] Jérusalem II, Abb. 54.

1. Das Augsburger Modell der Grabeskirche (Südostseite).

Gezeichnet von G. und K. C. Dalman.

2. Durchschnitt des Augsburger Modells.

Rechts Grabesrotunde mit der nach Modell M. I ergänzten Grabkapelle, in der Mitte Querschiff, links Chor mit Apside und Umgang.



Aufnahme von Th. Schlatter.

7. Die erſte Tobia-Inſchrift von ʿarāḳ el-emir.

Aufnahme von H. Schmidt.

8. Die zweite Tobia-Inſchrift von ʿarāḳ el-emir.

bestimmt sind. Wir werden also in jedem Fall zu untersuchen haben, welche Verhältnisse sich gegenwärtig ergeben.

Es gehört zu den Grundsätzen der Griechen, daß der heilige Boden Golgothas von niemand betreten werden darf. Es wird deshalb nicht gestattet, auf die Marmorestrade, welche den Felsen bedeckt, hinaufzugehen, und eine auf den Seiten 62, hinten 31 $^1/_2$ cm breite und 31 cm hohe Stufe läuft auf den Seiten und im Hintergrund herum, um den Mönchen zu ermöglichen, von da aus die an den Lampen notwendigen Verrichtungen vorzunehmen. Aus demselben Grunde hat man sogar den über Golgotha in der Kirche liegenden Raum vollständig unzugänglich gemacht, worauf ich PJB 1907 S. 44 aufmerksam machte, und nicht verfehlt, sogar auf dem flachen Dache der Kirche den Ort von Golgotha anzudeuten. Daraus folgt, daß nach der Überzeugung der Griechen, welche den Sachverhalt kennen müssen, der Fels auch weiter unten nach vorn (Westen) nicht weiter reicht als die Estrade und also nicht, wie Vincent zeichnet[1], noch 2,20 m über sie hinaus, unter dem Fußboden der Kapelle liegt. Es ist auch nicht anzunehmen, daß man früher die Pfeiler des Kapellengewölbes auf den Fels gesetzt habe, so daß also auch seine Breite nicht über die zwischen den Pfeilern liegende Estrade hinausgehen wird. Die Estrade ist nun zwischen den Pfeilern 4,545 m breit und ohne die Stufe 1,98 m, mit ihr 2,495 m tief bei einer Höhe von 45 cm. Das gibt eine sehr viel kleinere Fläche, als die Angaben des Neophytos es vermuten lassen, nämlich von höchstens 4,53 zu 2,48 m. Die von Vincent[2] dem Golgothafelsen gegebene genau quadratische Gestalt von etwa 6,20 m Seitenlänge muß als unerweisbar bezeichnet werden, und die Messungen, durch welche Mommert[3] dieselben Verhältnisse zu erhärten sucht, treffen den Kern der Sache nicht und ebnen ihm selbst nur den Weg zu einer Vermutung. Die durch die Estrade gegebene Grenze nach vorn zu erhält aber ihre Bestätigung durch die in der Adamskapelle (s. o.) beobachtete geradlinige Felswand, welche genau unter dem Rande der Estrade liegt, wie meine Messungen von beiden Stellen nach der Vorderwand der übereinanderliegenden Kapellen ergaben. In der Mitte des vorderen Randes der Estrade läuft ein Ausschnitt von 66 $^1/_2$ cm Tiefe und 1,01 m Breite in sie hinein, damit man an das auf der Estrade 16 cm vom Rande befindliche runde Loch von 9 $^1/_2$ cm Durchmesser herankommen kann und den 40 cm tiefer liegenden Fels betasten, in dessen Vertiefung hier das Kreuz Christi gestanden haben

[1] Jérusalem II, Abb. 54, vgl. Pl. XII.

[2] Pl. XII.

[3] Golgotha und das heilige Grab zu Jerusalem, S. 112ff.

soll. Ein Altartisch ist über den Ausschnitt gestellt, wohl, damit der Pilger nur kniend herantrete[1]. Dieser Ausschnitt war vor 1810 nicht vorhanden, wie die alten Abbildungen zeigen; aber in Horns Ichnographiae, S. 90 und 99, ist außerdem zu sehen, daß vor 1810 die Estrade rechts etwas höher war und hier bedeutend weiter nach vorn reichte, so daß ihr Vorderrand mit der Rückwand der Kapelle divergierte. Die Franziskaner behaupten, daß die Griechen das Felsstück um das Kreuzesloch abgelöst und durch andere Felsstücke ersetzt hätten[2]. Von griechischer Seite erzählt Neophytos[3]: „Die auf dem Boden des heiligen Golgotha sichtbare Estrade wurde nach Osten zu bei der Wiedererbauung absichtlich hergerichtet, weil die Fläche uneben war, es wurden aber die abgeschnittenen Stücke darunter gelegt. Es wurde aber auch vor dem Loch ein Stück ausgeschnitten, damit die Menge leicht anbeten könne. Früher warfen sich nämlich die, welche anbeten wollten, Männer und Frauen nieder und krochen auf dem Bauch, was nicht nur Verzögerung, sondern auch Unziemlichkeit verursachte." Die Griechen geben also zu, die Felsfläche etwas gleichmäßiger gemacht zu haben. Wenn sie den Zutritt zum Kreuzesloch erleichterten haben, sie wohl ebendeshalb durch Errichtung des Altartisches darüber die Pilger gezwungen, zu knien, weil sie hier in der Tat sich auf Golgotha, d. h. über dem Felsen, befanden.

Um etwas Näheres über die Rückwand der Kalvarienkapelle zu erfahren, die nach Horns Plan (Ichnographiae, S. 90) ganz zu fehlen scheint, bin ich bemüht gewesen, das Verhältnis der Bilderwand zu der entsprechenden Wand des dahinterliegenden Raumes festzustellen. In diesem Raum, den ich den obern Treppenflur des Refektoriums der Griechen nenne, weil in ihm die von unten kommende Treppe mündet, aber auch eine Treppe weiter hinauf in einen Schlafraum führt, ist hier in seiner westlichen Wand alles durch eingebaute Schränke bedeckt. Doch gelang es mir, durch das Schlüsselloch den Meterstab einzuführen und die Tiefe der Schränke auf 67 cm festzustellen, während ihre Vorderwand genau über der Westwand des kleinen Vorraums der Zisterne (s. o.) bzw. des unteren Treppenflurs liegt. Die Messungen im Erdgeschoß durch die Tür zum Chorumgang nach der Vorderwand der Adamskapelle, verglichen mit dem in der Kalvarienkapelle von der Bilderwand bis zum westlichen Ende genommenen Maße ergab einen Unterschied von nur gegen 30 cm, welcher also auf die Rückwand der Kalvarienkapelle zu rechnen wäre. Indes die im

[1] S. PJB 1913, Abbildung 15, wo auch die Estrade und die Stufen über ihr zu sehen sind.

[2] Horn, Ichnographiae, S. 97, Anm. 2.

[3] *Προσκυνητάριον* I, S. 194, Anm. 3.

Obergeschoß ausgeführten Messungen durch die nördliche Tür der Kalvarienkapelle hinaus in den Nebenflur (über dem Chorumgang) und durch die Tür des oberen Treppenflurs des Refektoriums wieder hinein ergaben einen Unterschied von 78 ½ cm, was sich wohl dadurch erklärt, daß der untere Treppenflur nicht im rechten Winkel zur westöstlichen Richtlinie der Kirche, sondern von der Bogenlinie des Chorumgangs aus mit Abweichung nach Osten zu so verläuft, daß die Abweichung bei 4,06 m Entfernung von der nördlichen Außenwand etwa 50 cm beträgt. Rechnet man auf die Bilderwand 18 ½ cm, würden für die Mauer 60 cm übrigbleiben. Das ist wenig, aber völlig hinreichend, da sie hier bei dem auf dicken Pfeilern ruhenden Gewölbe wenig zu tragen hat. Somit wäre es möglich, daß der Fels nach Osten zu noch um 18 ½ cm weiter ginge, als vorher angenommen wurde, und somit eine Tiefe von 2,665 m erhielte. Daß die Mauer auf dem Golgothafelsen gestanden habe, ist hier um so weniger wahrscheinlich, weil sie zugleich Außenmauer der Kirche gewesen sein muß. Sonderbar bleibt, daß die doch sicher ursprünglich wohlgefügte Mauer im unteren Treppenflur des Refektoriums (s. o.) nicht erhalten oder durch schlechtes Mauerwerk verdeckt ist. Hier liegt ein Rätsel, das ich nicht zu lösen vermag. Hier müssen notwendig Untersuchungen eintreten, die nicht bei der Oberfläche stehen bleiben.

Um die Höhe des innerhalb der Kalvarienkapelle anstehenden Felsens zu gewinnen, maß ich die Höhe des Fußbodens der Kapelle über dem Kirchenfußboden, welche sich als als 4,61 m ergab. Dazu kommen noch 31 cm als Erhebung des Felsens über den Kapellenfußboden, was eine Gesamthöhe von 4,92 m ergibt. Somit läßt sich annehmen, daß eine Felsmasse von fast 5 m Höhe mit etwa 4,5 m Länge und 2,5 m Breite hinter den Mauern der Adamskapelle ansteht, eine Masse, die vielleicht doch nur die Hälfte von dem ist, was zu Konstantins Zeit hier stehen gelassen wurde, so daß es sich ursprünglich um einen Würfel von 5 m Seitenlänge gehandelt hätte. Doch bleibt bedenklich, daß das Relief von San Pudenziana in Rom den Kreuzesfelsen nicht als Würfel, sondern als eine unregelmäßige Masse von Steinblöcken darstellt. Sollte in Wirklichkeit nichts anderes hinter den Kirchenmauern stecken?

3. Der Raum hinter Golgotha.

Der hinter Golgotha befindliche obere Treppenflur des Refektoriums liegt mit seinem Fußboden 55 ½ cm niedriger als der Fußboden der Kalvarienkapelle. Das daran östlich anstoßende, nur durch ein Holzgitter getrennte Refektorium liegt noch 17 cm tiefer, läuft über die oben

erwähnte Zisterne weg und endet mit seiner Außenwand in einer Linie, welche den äußersten Scheitel der Apside der mittleren Kapelle des Chorumganges schneidet. Die nördliche Wand besteht zur Hälfte von einem Teil der Außenwand der Dornenkrönungskapelle, die aber durch Wandschränke völlig verdeckt ist. Nur am Podest der Treppe zum Refektorium sieht man den Winkel, welchen die hier 3,30 m dicke Außenwand des Chorumgangs zur Apside jener Kapelle bildet. Erstaunlich ist auch hier wieder, daß Vincent[1] eine Mauerdicke von nur 2,50 m zeichnet und jenen Winkel vollständig übersieht. Man würde an einen völlig belanglosen Anbau an die Grabeskirche denken, wenn nicht die östliche Hälfte des durch einen eingebauten Boden in zwei Geschosse geteilten Raumes von einem schönen Kreuzgewölbe überspannt wäre, und wenn nicht die südlich anstoßende Kapelle des Erzengels Michael seine andere Hälfte zu sein schiene, worauf ich PJB 1907, S. 43, 47 aufmerksam machte. Dieser auf demselben Niveau liegenden Kapelle ist nämlich eigentümlich, daß in der Mitte ihrer Nordwand eine dicke Säule mit einem Würfelkapitäl, ähnlich dem im jetzigen Refektorium der Lateiner, das seinerseits ein Teil einer ursprünglichen Vorhalle vor dem nördlichen Eingang zur Grabesrotunde gewesen ist, als Träger zweier Gewölbe auftritt, was Vincent offenbar nicht beachtet hat, da er die Säule nur als Halbsäule an der Wand der Michaelskapelle zeichnet[2]. Diese Säule muß ebenso wie eine andere auf der Nordostseite der Kirche in der Mitte eines von vier Kreuzgewölben gedeckten Raumes gestanden haben, der mit dem an der Ostseite der Kirche vorüberlaufenden Bogengang in Verbindung stand. Dieser ungefähr 10 zu 10 m messende Raum war in der Zeit des lateinischen Königtums das hinter Golgotha Liegende, wurde aber von ihm getrennt durch einen flurartigen Raum, welcher vom Refektoriumsgebäude der Domherren her einen Zugang zum Chor der Grabeskirche durch auf- und absteigende Treppen ermöglichte[3]. Man könnte sich ihn als eine Sakristei der Domherren denken. Der Raum „hinter dem Kreuze" in der byzantinischen Zeit muß auch in diesem Bereich gesucht werden, und der jetzige Name Michaels- oder Engelskapelle für die südliche Hälfte dieses einst einheitlichen Raumes hängt gewiß zusammen mit dem Namen, welchen das Typikon der Anastasis dem Aufbewahrungsort des heiligen Kreuzes gibt,

[1] Jérusalem II, Abb. 55 und 67, Pl. XIV. Da das Fehlen des Einschnitts mit Vincents Zeichnung der Dornenkrönungskapelle zusammenhängt, müssen auch andere Irrtümer vorliegen, zu denen gehört, daß er der Kapelle drei Fenster gibt, während sie nur zwei hat, siehe meinen Plan der Grabeskirche im PJB 1907.

[2] Jérusalem II, Abb. 67.

[3] S. dazu den Plan S. 11, der auf Genauigkeit keinen Anspruch macht.

nämlich τὸ μνημεῖον ἢ ἀγγελική, und mit der „Engelstüre", die von außen zu einem Raume führt, in welchem 515 die Mönchshäupter der judäischen Wüste einmal versammelt waren [1].

Über die vermutliche Größe des Raumes „hinter dem Kreuze" lassen sich folgende Betrachtungen anstellen. Die Fläche, auf welcher Refektorium und Michaelskapelle liegen, 3,765 m über dem Fußboden der Grabeskirche, wird im Westen zur Hälfte durch den nur etwa 1 m höheren Golgothafelsen begrenzt, zur Hälfte durch den Abfall zur Schatzkammer der Griechen welche im wesentlichen auf dem Niveau des Kirchenfußbodens liegt [2]. Ein steiler Abfall begrenzt den Raum durchweg im Süden, wo er an das Untergeschoß des Refektoriums der Domherren stößt, dessen Niveau mehrere Meter tiefer ist als der Fußboden der Grabeskirche. Diese Grenze war aber gleichzeitig die südliche Grenze des Baues des Konstantin. Denn die im Russenhospiz sichtbare Südostecke dieses Baues liegt auf derselben Linie. Nach Norden zu bildet der Chorumgang der Grabeskirche die Grenze, die man sich aber leicht als vom Golgothafelsen geradlinig fortgesetzt denken kann. Nur in der Ostrichtung ist der Abschluß der Fläche zweifelhaft. Wir wissen nicht, wo die Basilika Konstantins ihre Westwand hatte Wenn die Zisterne des Refektoriums mit dem sie umfassenden Felsen unter dem Raume „hinter dem Kreuze" gelegen haben sollte, konnte dieser nicht wohl vor zirka 9 m hinter der Wand der Kalvarienkapelle enden. Das bedeutet eine Linie, welche am Scheitel des Chorumgangs vorüberführt, jenseits deren auf beiden Seiten der Treppe zur Helenakapelle Terrainsenkungen nachgewiesen sind (s. Schick, PEFQ 1898, S. 147) [3]. Der Fels scheint hier nicht höher als zirka 1 m über dem Fußboden der Grabeskirche zu liegen (s. o.). Deshalb könnte das Niveau der Fläche hinter Golgotha tiefer als jetzt gewesen sein, aber wegen der nötigen Wölbung der Zisterne kaum weniger als 2 m über dem Fußboden der Kirche. — Aber noch eine zweite Möglichkeit ist vorhanden. Betrachtet man nach dem Plane Arkulfs die Rückwand des „Gefängnisses Christi" als maßgebend für die Westwand des Martyrion, so lag die Refektoriumszisterne innerhalb des Martyrion, und es bleiben nur etwa 7 m Zwischenraum zwischen dieser Wand und Golgotha. Dann könnte man sich das um eine Stufe erhöhte schmälere Westende der Michaelskapelle als einen Rest des

[1] S. Schmaltz, Mater Ecclesiarum, S. 63 f.

[2] S. den Plan PJB 1907 und wo die Namen „Kapelle der vier Tiere" und „Michaelskapelle" zu vertauschen sind.

[3] So legt auch Vincent, Jérusalem II. Pl. XIII die Westwand des Martyrion, läßt sie aber durch ihre Apside in das Westatrion weiter hineinragen, wie auch ich es für möglich hielt, während Schmaltz das Martyrion geradlinig abschließt.

alten Verwahrungsortes der Kreuzesreliquie denken. Bei Vincent, Fig. 67, ist hier ein 5 m breiter und etwa 15 m (in der Nordsüdrichtung) langer Raum gezeichnet mit einer Mauer als Ostwand, die er nicht gesehen haben kann, weil sie nicht vorhanden ist. Es gibt Anzeichen dafür, daß die östliche Rückwand der Schatzkammer der Griechen einmal um 1 bis 2 m nach Osten hinausgerückt wurde. Ob wohl ihre ursprüngliche Stelle auch der ursprünglichen Westwand des Raumes „hinter dem Kreuze" entspricht? Jedenfalls erinnert der kleine, wohl nur etwa 3 zu 3 m[1] messende Ostraum der Michaelskapelle an die an dieser Stelle von Arkulf gezeichnete exedra cum calice Domini[2]. Sie wird der alte Verwahrungsort der Kreuzesreliquie gewesen sein. An seiner Ostseite vorbei bewegte sich dann wohl im 4. Jahrhundert am Vormittage des Karfreitages von 8 bis 12 Uhr der Zug der Gläubigen, welche das hier auf einem Tische ausgestellte Kreuz Christi sehen und küssen, aber nicht berühren durften[3]. Man sollte annehmen, daß die Verehrer des Kreuzes von außen kamen, also auf einer Treppe wie die, welche jetzt zur Engelskapelle hinaufführt, hinaufstiegen, durch die Engelstür einzeln eingelassen wurden, und dann nach dem Westhofe der Kirche hinunterstiegen, wo jetzt die oben erwähnte Treppe zum Treppenflur des Refektoriums der Griechen hinaufführt.

[1] Meine genauen Maße und der von mir angefertigte Plan der ganzen Umgebung der Golgothakapelle liegen in Jerusalem.

[2] S. den Plan von Schmaltz, PJB 1917, S. 54.

[3] Nach Silvia, Geyer, Itinera, S. 88.

Die Modelle der Grabeskirche und Grabeskapelle in Jerusalem als Quelle ihrer älteren Gestalt.

Von Gustaf Dalman.

Von geringer Bedeutung für das Verständnis der Bauten um Christi Grab in Jerusalem sind die in neuester Zeit in Jerusalem aus Perlmutter für den Handel gefertigten prächtig ausschauenden Modelle der Grabeskapelle. Zu anderen Zwecken hat Baurat Schick dort ein großes Modell der heutigen Grabeskirche hergestellt, aber auch in einem zweiten Modell, das man als einen plastischen Plan der Grabeskirche bezeichnen kann (jetzt im Besitze des Instituts), ihre Unterbauten und ihren Felsengrund sichtbar gemacht.

Die frühere Gestalt der Grabeskirche und Grabeskapelle lernen wir kennen durch gebaute Nachbildungen, über deren große Zahl in Deutschland meine Schrift „Das Grab Christi in Deutschland" hoffentlich bald Auskunft geben kann. Bei diesen Nachbildungen ist nur in einem Falle (Paderborn) sicher nachweisbar, daß in Jerusalem dafür die nötigen Maße genommen wurden. Sonst erscheint zwar öfters die Behauptung, daß jemand für einen solchen Bau die Maße aus Jerusalem gebracht habe, aber die Beweise fehlen, und die Möglichkeit anderer Quellen für das Wissen um das jerusalemische Urbild bleibt nicht ausgeschlossen. Zu diesen Quellen müssen aber für die spätere Zeit zweifelsohne die vorhandenen älteren Modelle des Heiligen Grabes gerechnet werden, deren mehrere in den Bereich meiner Kenntnis getreten sind. Keines von ihnen ist bisher für die Erkenntnis der 1808 durch Brand in vielen Teilen zerstörten Urform der Grabeskirche ausgenützt worden.

Dazu gehören in erster Linie drei auch in ihrer technischen Ausführung als Proben von Perlmutterarbeit sehr beachtenswerte Modelle der ganzen Grabeskirche, deren eines sich bis 1916 in Augsburg im Rathause befand, dann aber auf meine Bitte um bessere Verwahrung

in das Maximilians-Museum übergeführt wurde. Über seine Herkunft war im Rathaus und Stadtarchiv nichts zu ermitteln. Ein zweites ihm nahe verwandtes Exemplar wird seit einigen Jahren im Salvatorkloster zu Jerusalem verwahrt, nachdem es früher im Generalkommissariat des Heiligen Landes zu Wien gewesen war[1]. Auch das Generalkommissariat konnte über seine Herkunft keine Auskunft geben. Ebenso dunkel ist der Ursprung eines dritten Modelles gleicher Art, jetzt im Besitz des akademischen Bildhauers Sebastian Osterrieder in München, auf das im Jahre 1904 Dr. J. E. Weis-Liebersdorf aufmerksam machte[2], und das vielleicht das am besten erhaltene und am feinsten ausgeführte unter den drei Modellen ist. Ich suchte es in München vergeblich, bin aber dann durch die Güte des Besitzers mit guten Photographien davon versehen worden. Ich bezeichne es als Modell München I.

Die Abbildungen aller drei Modelle, von denen ich das Augsburger am 11. Februar 1916 genau vermessen und in Grundriß und Durchschnitt nachgezeichnet habe, gestatten mit voller Sicherheit das Urteil, daß sie in allem Wesentlichen die Grabeskirche auf die gleiche Weise darstellen und auch in dem Stil des Perlmutterschmuckes und seiner Technik vollständig übereinstimmen, so daß sie nicht nur aus derselben Zeit, sondern auch aus derselben Werkstatt hergeleitet werden müssen. Auch in den Maßen stehen sie einander nahe. Das Augsburger Modell ist 52,2 cm lang und 42,5 cm breit. Die Höhe der Grabesrotunde einschließlich der Kuppel beträgt 25,8 cm, des Turmes 39,5 cm. Bei dem Jerusalemer Modell beträgt die ganze Länge 48,5 cm, die Turmhöhe 33,3 cm (nach freundlicher Mitteilung von Pater Barnabas Meistermann), bei dem Münchener Länge und Breite 50 cm, die Höhe 34 cm, also etwa den 160sten Teil der Wirklichkeit.

Das Urteil über die Entstehungszeit aller drei Modelle wird besonders durch die Ausführung des Turmes bedingt. Er ist fünfgeschossig hat also seine durch die Abbildung von Bernhard v. Breydenbach (1483) bezeugte volle Höhe, nur ohne das 1545[3] eingefallene achtseitige Kuppeldach, das nach der Behandlung des oberen Abschlusses des Turmes den Modellen von Anfang an gefehlt hat. Die zwei oberen Stockwerke wurden 1719 abgetragen[4], demgemäß fehlen sie auch auf der um 1729 entstandenen Abbildung bei Horn[5], wie heutzutage, während die Abbil-

[1] S. Der Kreuzfahrer, 1916, S. 100 f. (mit Abbildung des Modells).
[2] Münchener Theol. Wochenschrift I (1904), Nr. 6, S. 53 ff. (mit Abbildung).
[3] Vincent, Jérusalem II, S. 286.
[4] Horn, Ichnographiae Locorum etc., S. 68.
[5] Ebenda S. 66.

dungen bei Slisansky[1] (1660) und Bernardino Amico[2] (etwa 1600) doch noch ein Stockwerk mehr vollständig erhalten zeigen, aber von dem zweiten nur verkümmerte Reste. Nau redet 1674 von drei mit Fenstern versehenen Stockwerken, meint aber damit nicht den von den Modellen vorausgesetzten, aber damals längst nicht mehr vorhandenen Zustand, wie Vincent annimmt[3], sondern rechnet als unterstes Schmuckstockwerk das Geschoß, welches auf den Modellen an der Südseite nur eine, unten durch ein umfangreiches Perlmuttermuster abgeschnittene Bogenöffnung zeigt, aber nach den Abbildungen von Amico, Slisansky und Horn hier ein sehr breites durch zwei Säulen in drei Teile zerlegtes Bogenfenster hatte. Danach müßte die Entstehung der Modelle zwischen 1545 und 1600 angenommen werden, wenn nicht die Möglichkeit offenbliebe, daß man noch später auf den Modellen das oberste Stockwerk vollständig darstellte, obwohl nur noch Trümmer davon erhalten waren. Dabei müßte man freilich hinreichende Kenntnis seiner Gestalt gehabt haben, denn man gibt ihm dreifache Arkaden mit einem Fenster nur im mittleren Bogen, während die beiden Stockwerke darunter zweifache Bogen mit Fenstern haben[4]. Man sollte deshalb wohl das 17. Jahrhundert auch in seiner ersten Hälfte für die Entstehung der Modelle offenlassen.

Daß diese Modelle in Jerusalem hergestellt wurden, beweist vor allem die genaue Wiedergabe des Inneren der Kirche, wo kein Säulchen übersehen worden ist. Neben den Plänen und Abbildungen Horns sind sie deshalb unschätzbare Dokumente für die Gestalt der Grabeskirche vor dem Brande von 1808. In Wien hat P. Melchior Lechner (brieflich) den Generalkommissär Franziskus Caccia in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts als den Urheber der Modelle vermutet. Meistermann denkt an Mariano Morone da Maleo, der 1651—1657 Kustos des Heiligen Landes war. Als sicher darf nur ihre Herkunft aus dem Franziskaner kloster Jerusalems gelten. Dafür bürgt die Hervorhebung alles für die Lateiner Wichtigen. Besonders sorgsam ist außer der Kreuzannagelungskapelle die ihnen ebenfalls gehörige Marienkapelle ausgeführt, auf deren Dach auf dem Augsburger Modell das Franziskanerwappen angebracht ist. Lateinisch sind auch an demselben Modell auf dem Dach des Chores die Himmelsrichtungen angegeben. Lateinische Symbole für Christus

[1] Newe Reisebeschreibung nacher Jerusalem undt dem H. Landte, Voigtländers Groschenbücher, Bd. 76, S. 85.

[2] Trattato delle Piante ed Immagini (Florenz 1620), Abb. 23.

[3] A. a. O., S. 286, Anm. 6.

[4] Bernhard v. Breydenbach und Ritter von Grünenberg dehnen irrtümlich das System des obersten Geschosses auf die zwei Geschosse darunter aus.

(IHS = Ihesus unter einem Kreuz und DMR = Dominus Mundi Redemptor unter Alpha und Omega) und das Jerusalemskreuz dienen sonst als Verzierung.

Das Material der Modelle ist Olivenholz. Der ihnen gemeinsame Schmuck besteht in der Ausführung aller Säulen, Säulchen und Bogen des Baues im Innern wie im Äußern aus Bein und in der Belebung der Außenseite der Wände durch Muster in Perlmutter, die im Original kein Vorbild haben. Der Technik dieser Perlmuttermuster ist eigentümlich, daß die Perlmutterblättchen in das Holz eingesetzt oder in schwarzen Lack eingedrückt sind. Auf das Perlmutter selbst sind dann wieder Figuren in feinen Linien schwarz aufgezeichnet. Als Muster dienen dabei Kreuze, Blätter, Ranken, Rosetten, lilienartige Gewächse in Krügen, Sonnen, Engelköpfe. Damit das Innere beschaut werden könne, lassen sich die Dächer und Kuppeln abheben, aber auch auf den Seiten Teile der Wände öffnen, über Golgotha eine Platte herausziehen.

Neben dem Inneren und dem Turm verdient besondere Beachtung die Außenseite der Ostapside des Chors, von welcher keine alte Abbildung und Beschreibung vorhanden ist, so daß Schmaltz in seiner umfassenden Erörterung der Grabeskirche in Jerusalem darüber nichts mitteilen konnte Wir erfahren hier, wovon wir sonst keine Ahnung hätten, daß sie durch je zwei Halbsäulen in fünf Felder geteilt war, in denen oberhalb der kleinen Rundbogenfenster breite Pilaster in blinde Öffnungen eingesetzt sind. Diese Öffnungen sind nicht als durch Säulchen getrennte Doppelfenster dargestellt, sie scheinen also flach gedeckt gewesen zu sein und hatten ein Säulchen in der Mitte, wie es in Frankreich zuweilen vorkam, s. bei Enlart, Manuel d'Archéologie Française I, S. 317, Fig. 140, ein Beispiel von N. D.-du-Port in Clermont, wo solche Blendnischen ebenfalls an der Apside vorkommen. Oberhalb des Simses entspricht jedem Felde ein in Stufen aufsteigender Giebel, ähnlich dem Zinnenkranz, den nach Bernhard v. Breydenbach ursprünglich auch der Turm hatte. Das Heilige Grab selbst ist bei dem Augsburger Modell ebenso wie der äußere Aufgang zur Kalvarienkapelle verloren gegangen. Im Jerusalemer Modell ist beides erhalten. Die Grabeskapelle hat fünfseitigen Abschluß und eine Blendarkade mit zehn Säulen und neun Spitzbogen. Die kleine Kuppel darüber ruht auf sechs Doppelsäulen mit Spitzbogen. Das Innere ist zweiteilig, die Engelskapelle mit Apside ausgestattet. Daß die Spitzbogen, welche sonst am Modell nur selten erscheinen, doch nicht mit Absicht betont werden, zeigt das Münchener Modell I, von dessen Grabkapelle ich außer Photographien auch Zeichnungen und Pläne durch die Freundlichkeit des Besitzers vor mir habe. Die Kapelle ist hier behufs leichterer Beschauung

in der Gegend des Gefängnisses Christi[1] außerhalb des Modells der Kirche angebracht (s. Abb. 2, 3). Ihre äußere Gestalt entspricht der Beschreibung des Modells in Jerusalem. Sie ist bei 6 cm Länge 3,2 cm breit und 4 cm hoch. Das Türmchen hat 5,7 cm Höhe. Sowohl die neun Bogen der Blendarkade der Kapelle als die sechs Bogen des Türmchens sind als Rundbogen ausgeführt. Im Innern fehlt nicht die Teilung in den breiten Vorraum, bei dem ein rundes Loch auf der Nordseite die Öffnung zum Herausgeben des heiligen Feuers darstellt, und den schmalen Hinterraum mit der Grabbank.

Ein Modell der Grabeskirche, das den drei bisher genannten nahe steht, aber doch in auffallender Weise von ihnen abweicht, besitzt aus der Sammlung des Jesuiten Orban das Nationalmuseum in München[2], wo ich es am 15. Mai 1917 untersuchte. Wir nennen es Modell München II. Dr. Weis-Liebersdorf bezeichnet es als unbedeutend. Aber dieses Urteil hat nur für seine künstlerische Ausstattung und Herstellung Berechtigung. Seiner Perlmutterverzierung, die fast nur aus Kreuzen besteht (doch ist auf dem Dach eine Taube mit Ölzweig zweimal angebracht), fehlt die feine Zeichnung, auch die Holzarbeit ist gröber als bei jenen. Dabei ist aber die äußere und innere Einrichtung die gleiche, die Größe freilich wesentlich geringer (nur 37 cm Länge von Ost nach West, 23,2 cm Turmhöhe. Folgende Inschriften sind im Innern auf dem Boden angebracht, in der Rotunde: Typus Ss. Sepulchri Dni. Nri. Jesu Christi. in der Vierung: Bucoche si dice eser Mezo Mundi. östlich davon: Chiesa d. Greci. um den Salbungsstein: locum (!) Unctionem (!) Dni. Nri. Am Turme steht auswendig: Turis campane (!). Die Sprache der Inschriften stimmt zur Herkunft des Modells aus dem Franziskanerkloster Jerusalem. Die auffallendste Abweichung von den vorher besprochenen Modellen besteht darin, daß an dem verhältnismäßig etwas niedrigen Turm nicht nur der große Bogen des zweiten Stockwerks, sondern alle Arkaden spitzbogig ausgeführt sind, und daß im obersten Geschoß nicht einfache, sondern doppelte Säulen angewandt werden, das Fenster aber noch eine besondere Säuleneinfassung erhält und in der Mitte durch einen breiten Pfeiler mehr verschlossen als geteilt wird. Dieser auffallende Unterschied in der Auffassung der Bogen hat in der noch immer erkennbaren Art dieser Bogen seinen

[1] Dies ist hier an die lateinische Marienkapelle angeschoben worden, während das Augsburger Modell es an der richtigen Stelle als niedrigen Anbau zeigt.

[2] Es wird erwähnt und abgebildet von Sepp, Jerusalem und das Heilige Land I, S. 357.

Grund. Auch Vincent gibt in seinem Aufriß des Turmes[1] den Fenstern[2] wohl ausgebildete Spitzbogen, während in der Wirklichkeit die Spitzung seiner Bogen im Osten und Süden kaum erkennbar ist, aber im Westen und wohl auch im Norden völlig fehlt. Sicher hat also das Modell ebenso wie die Abbildung bei Bernhard v. Breydenbach den Tatbestand ungenau wiedergegeben, aber auch die anderen Modelle wie die Abbildungen von Amico und Horn treffen nicht ganz das Richtige.

Hier ist nun auch die Grabeskapelle erhalten als ein im Äußern fünfeckig abgeschlossener Bau, dessen zehn Säulen eine Arkade von ziemlich flachen Spitzbogen tragen. Die vorderste der Säulen auf der linken Seite ist gewunden, die anderen sind flach. Der von Säulen umstellte hintere Teil ist etwas höher als der vordere, an welchem eine viereckige Tür mit Rundbogen, auf der linken Seite nahe dem Sims ein geteiltes, in der Mitte höheres Fenster, auf der rechten ein tiefer sitzendes viereckiges Fenster nicht fehlen. Das Türmchen hat wohl seine Säulen verloren, sein breiter Sims, der eine schmälere Kuppel trägt, ruht auf einem sechsseitigen hölzernen Körper. Ein erhöhter Vorplatz leitet von der Tür der Kapelle zu dem Altar unter dem Triumphbogen des Chores. Bankſteine stehen an den Seiten des Eingangs, je sechs seitliche viereckige Ausläufer unterbrechen den Rand des höheren Mittelteils des Vorplatzes. Bei Entfernung des flachen Daches sieht man im Innern die Engelskapelle mit einer eckig ausgefallenen Apside und der Öffnung für das Osterlicht und die durch eine niedrige Tür zugängliche Grabkammer mit der Grabbank. Die ganze Grabeskapelle ist nur 4,3 cm lang, 2,2 cm breit und 2,1 bzw. 2,2 cm hoch. Aber die Einzelheiten sind so sorgsam ausgearbeitet, daß es sehr wohl anginge, danach ein Heiliges Grab zu bauen, das dem Urbilde ähnlich genug sein würde.

Das Münchener Nationalmuseum besitzt aber noch zwei Heiliggrabkapellen in Perlmuttertechnik, welche gewiß als Pilgerandenken von Jerusalem nach Deutschland gekommen sind und nicht Bestandteil eines Grabeskirchenmodells waren. Von ihnen ist das größte, das wir Modell München III nennen, das künstlerisch wertvollste. Sein Perlmutterschmuck, hauptsächlich aus Lilien in Krügen bestehend, entspricht dem Schmuck der zuerst besprochenen drei Modelle. Bemerkenswert sind sonst hier das Jerusalemkreuz, ein Anker mit Kreuz, über dessen Mitte IHS = Ihesus geschrieben steht, griechisches Alpha und Omega, dazwischen

[1] Jérusalem II, Planche XXV.

[2] So auch an der Südfassade den Umrahmungen der oberen Fenster, welche in Wirklichkeit rundbogig sind.

MR = Mundi Redemptor. Es ist bei 11½ cm Länge, 7 cm Breite und 6,9 bzw. 7,1 cm Höhe der Ädikula etwa dreimal so groß als das vorige. Das Äußere und der Vorplatz sind ebenso geformt wie bei diesen und mit den dort erwähnten Einzelheiten versehen, nur daß die Arkade rundbogig ist und nur je fünf Vorsprünge den Vorplatz einfassen. Über dem Eingang ist das Bild des Auferstandenen angebracht. Bei dem Türmchen sind auch hier die tragenden Säulchen verschwunden. Man hat deshalb die sechsseitige spitzbogige Arkade mit der Kuppel auf dem Dache der Ädikula festgeleimt.

Im Innern werden Vorraum und Grabkammern abgeteilt. Die Apsis des Vorraums, vor welcher der Engelstein liegt, wird dadurch angedeutet, daß er selbst mit abgerundeten Ecken in die Zwischenwand nach der Grabkammer zu verlängert und dort mit einer Koncha-Wölbung versehen wird. So entsteht ein Grundriß, wie ihn das Heilige Grab in Görlitz hat[1].

Nur halb so groß ist das zweite Modell der Grabeskapelle (Modell München IV), welche hier 6,7 cm lang, 3,4 cm breit und 5,2 cm hoch ist. Der Perlmutterschmuck ist einfach gehalten und entspricht etwa dem von Modell München II. Das Bild des Auferstandenen über dem Eingang und die Engelköpfe über der Arkade sind recht unbeholfen gezeichnet. Nur runde Löcher vertreten die Fenster. Die Türbänke des mit je fünf Vorsprüngen versehenen Vorplatzes sind durch liegende Perlmutterplatten angedeutet. Die Spitzbogen über dem Eingang und in der Arkade um den fünfseitigen Abschluß sind geschweift, das Türmchen, dessen sechs Doppelsäulen erhalten sind, hat dagegen Rundbogen. Der Vorraum des Inneren ist mit einer richtigen Apsis ausgestattet. — Verwandt, aber noch gröber in der Herstellung und weniger genau ist das etwa ebenso große Modell im Privatbesitz in Wien, über welches Graus Mitteilung macht[2]. Die Gestalten des Auferstandenen, eines Engels und der Apostel zieren die Wände. Rundbogen sind an Ädikula und Türmchen angewandt, die Kuppel des Türmchens ist in ein Zeltdach verwandelt.

Alle diese Modelle gehören wegen ihres geradlinigen Anschlusses des in ein halbes Zwölfeck auslaufenden hinteren Teils an den Vorbau in die Zeit nach 1550. Man wird aber das 17. und 18. Jahrhundert für sie offenhalten müssen.

Eine Datierung ist einem im Besitz von Herrn Bildhauer Osterrieder befindlichen kleinen Modell des „heiligen Berges Calvaria"

[1] Dalman, Die Kapelle zum Heiligen Kreuz und das Heilige Grab in Görlitz (1916), Tafel 8.

[2] Der Kirchen-Schmuck, 1896, S. 36 f. (mit Abbildung).

beigegeben, insofern auf der beiliegenden Beschreibung bemerkt ist: „1788. 1865 = 77 Jahr alt." Danach wären solche Modelle noch bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hergestellt worden. Dies Modell ist mit Kreuzblumen und einem Medaillon mit dem Jerusalemskreuz in Perlmutter, aber in sehr roher Arbeit, geschmückt. Es zeigt die beiden Kalvarienkapellen mit ihrem Untergeschoß und dem zur Marienkapelle gewordenen äußeren Aufgang. Leider ist die Stufe der Kreuzesstätte so roh wiedergegeben, daß man für ihre ursprüngliche Gestalt daraus nichts lernen kann. Es fehlt natürlich der 1800 hergestellte Vorbau mit den Treppen, dagegen ist der alte seitliche Aufgang wiedergegeben, und auch die Gräber von Gottfried von Bouillon und Balduin sind in ihrem Vorhof angedeutet. In ihrer Gegend sollen nach der Beschreibung auch „Gräber der Büßer" gewesen sein. Der ganze flach gedeckte Bau ist 5 cm breit, $5^1/_2$ cm tief und mit dem Dach 5 cm hoch.

Mit den von Röhricht, Deutsche Pilgerreisen (1900), S. 74 erwähnten Modellen hat es eine besondere Bewandtnis. Für Weimar verweist er auf Rosenmüllers Ansichten aus Palästina, wo aber nichts davon steht. Alle Nachforschungen in Weimar, die ich am 5. April 1916 persönlich anstellte, waren vergeblich. Ein zweites kostbares Modell soll sich in Stuttgart befinden. Dort zeigte man mir am 29. Februar 1916 aber nur in der Kgl. Staatssammlung der Altertümer als Nr. 50 den schönen romanischen Elfenbeinschrein[1] aus dem 12. Jahrhundert (rheinischer Herkunft) in der Form einer Basilika, auf deren einem Giebel die Kreuzigung, auf dem anderen die Auferstehung eine sehr beachtenswerte Darstellung gefunden hat. Unter einer dreibogigen Arkade, über welcher drei Kuppeln und zwei Türmchen aufsteigen, sieht man links das leere Sarkophaggrab, auf dem ein Engel sitzt und vor dem drei Wächter schlafen. Eine Lampe hängt über dem Grabe. Rechts stehen drei Frauen mit Räucherfässern und Salbgeräten. So wie hier nicht an das wirkliche Felsengrab, sondern an das Grab in einer Kirche gedacht zu sein scheint, ist die Geburt auf der Seite des Schreins zwischen zwei Kirchen, die eine mit Tür, die andere mit Apside, dargestellt, welche wohl eigentlich nur zwei Ansichten einer Kirche sind, bei der man an die Geburtskirche in Bethlehem denken müßte. Somit liegen hier Anklänge an palästinische Verhältnisse, aber keine Nachbildungen vor.

Ein drittes Modell, und zwar in Elfenbein, wäre nach Röhricht im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Als ich am 27. April 1916 danach suchte, fand ich nur das elfenbeinerne „Tempelmodell" des General-

[1] Gute Abbildungen verdanke ich der Güte des Herrn Professors Dr. Grad-mann in Stuttgart.

quartiermeisters Wellingen, einen quadratischen Bau mit Kuppel, der nach den Kruzifixen über den Eingängen als Kirche gemeint ist, aber mit Jerusalem und dem Heiligen Grabe nichts zu tun hat.

Jacobi erwähnt in seiner Beschreibung des Heiligen Grabes zu Homburg v. d. H.[1] zwei Modelle aus Holz und Perlmutter, welche er selbst besitze und die Sepp, Bd. I, S. 500 abbilde. Er leitet sie aus dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts her. Nun erwähnt Sepp, Jerusalem I, S. 391 (nicht 500), ein Holzmodell der Grabeskapelle in seinem Besitz. Aber die darunter stehende Abbildung stellt nicht dieses dar, denn es ist — was Sepp allerdings nicht sagt — die Wiedergabe einer Abbildung von Bernardino Amico, die auch Vincent, Jérusalem II, S. 293, abdruckt, leider nicht der besten, die er Trattato delle Piante ed Immagini de Sacri Edifizi di Terra Santa (1620), Nr. 33, mitteilt, sondern der weniger genauen perspektivischen Ansicht Nr. 32. So zeigt sich, daß die vorhandenen Modelle nicht einmal von den eigenen Besitzern hinreichend beachtet wurden.

Arabische Inschriften aus Jerusalem.

Briefliche Mitteilung von Professor Max van Berchem in Genf an den Herausgeber vom 4. September 1920.

Als Sie mir im Jahre 1914 im Deutschen evangelischen Institut zu Jerusalem die dort aufgehobenen arabischen Inschriften zeigten, mit der freundlichen Erlaubnis, dieselben in meine Sammlung aufzunehmen, baten Sie mich um eine Notiz über die Ergebnisse meiner Lesung. Die Veröffentlichung meiner Jerusalemer Inschriften hat unter den jetzigen Verhältnissen sehr lange auf sich warten lassen. Erst jetzt kann ich allmählich mit dem Druck beginnen und möchte Ihrem Wunsche entsprechen, indem ich Ihnen einen kurzen Bericht über die drei dort befindlichen Inschriften hier mitteile.

1. Dicker Kalkblock mit zwei Zeilen:

„Jusuf, Sohn des Asad, aus Homs, Gott möge sich seiner erbarmen!"

Dem Charakter nach ist diese undatierte und unbedeutende Inschrift ein Graffito wie so viele anderen, möglicherweise eine Künstlersignatur. Da der Stein nicht mehr an Ort und Stelle ist, kann man nicht mehr sagen.

[1] Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumskunde zu Homburg (1891), Heft 4, S. 27.

2. Dicker Kalkblock mit vier Zeilen in schönem einfachen Kufi:

„Im Namen Gottes! Die Gnade ist von Gott.

Dieses (Gebäude) wurde restauriert unter der Verwaltung des Richters Muhammad, Sohn des Ahmad" . . . . (kein Datum).

Dem Charakter nach gehört diese Inschrift in das 3. oder 4. Jahrhundert der Hedschra. Den betreffenden Richter habe ich nicht identifizieren können, da die historischen Nachrichten für eine so alte Zeit höchst spärlich sind.

3. Drei Fragmente einer Gründungsinschrift für eine schafiitische Madrasa unter dem Ajjubiden-Sultan Malik Muʿaẓẓam ʿIsā aus dem Beginn des 7. (13.) Jahrhunderts. Die Jahreszahl ist defekt und nur 6 ×× zu lesen.

Da alle diese Inschriften aus den Grabungen zum Bau der Erlöserkirche herrühren, vermute ich hier eine von Mudschīr al-dīn erwähnte Kapelle, die im Komplex des Mūristān stand und im Jahr 613 der Hedschra erbaut wurde. Topographisch paßt dieser Bau hier ausgezeichnet, auch chronologisch. Einige Einwände dagegen habe ich im Kommentar ausführlich besprochen. Immerhin bleiben diese Fragmente deren genauen Text hier mitzuteilen kaum möglich ist, da die Lesung einen ausführlichen Kommentar erfordert, eines der ältesten Denkmäler für die Geschichte der Hochschulen (Madrasen) in Jerusalem und überhaupt.

Genaueres wird meine Ausgabe der Texte in den nächstes Jahr erscheinenden Matériaux pour un Corpus Inscriptionum Arabicarum, Abteilung Jerusalem, enthalten.

Die Tobia-Inschrift von ʿarāḳ el-emīr und Daniel II, 14.

Von Gustaf Dalman.

Eine neue Lesung dieser Inschrift empfiehlt K. Budde in ZDMG 1918 S. 186ff. mit Berufung auf die in diesem Jahrbuch, Jahrgang 1917, Tafel 4, mitgeteilte photographische Aufnahme Grafs vom Jahre 1911 und mit dem Bemerken, daß ich und meine Schüler augenscheinlich von dem doppelten Vorkommen der Inschrift nichts wissen. Aber in meinem Reisebericht PJB 1911, S. 29, heißt es: „In ʿarāḳ el-emīr wunderten wir uns, daß die berühmte doppelte Inschrift des Namens Tobia so oft als Arabia gelesen werden oder als nicht sicher entziffert hat bezeichnet werden können." Budde stützt auf die Gestalt des ersten Buchstabens, welcher einer Sechs gleiche, seine Deutung als Lamed und die Lesung des Ganzen als le-rabbijjā „dem Rabbia". Die hier angewandte Form des Lamed sei ein wichtiges Zwischenglied zwischen seiner altsemitischen und seiner spätjüdischen Form. Mir fehlen jetzt meine Kopien der beiden Inschriften; aber ich habe vor mir außer der Aufnahme Grafs noch drei gute Photographien der ersten der beiden Inschriften, zwei von Professor Hans Schmidt und eine besonders vorzügliche von Pfarrer Theodor Schlatter, aber außerdem auch eine Photographie der zweiten Inschrift vom erstgenannten, alle vom 19. April 1911 stammend. Die zweite Inschrift, im Unterschied von der ersten in ungeglätteten Naturfels eingeritzt, ist sehr viel gröber ausgeführt als jene und darf als ihre schlechte Kopie gelten. Das Original scheint absichtlich an der Außenwand des Felsensaales angebracht zu sein, neben dessen hochliegendem Fenster sie eingehauen ist. Der Name wird also in Beziehung zu dem Hersteller oder Besitzer dieses Saales stehen. Die zweite Inschrift befindet sich nicht weit davon ebenfalls in der Nähe des Eingangs zu einem Felsenraum.

Nun ist es eine Tatsache, daß der erste Buchstabe wirklich kein bloßer Kreis, also kein Ajin der althebräischen Schrift ist. Die Lesung

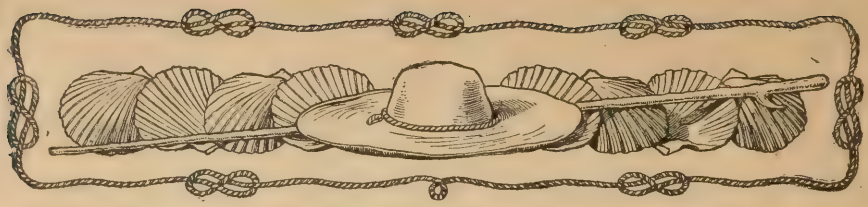
ʿarbijjā, welche außerdem eine bedenkliche Wortform bedeutet, scheidet somit aus. Aber er gleicht doch auch nicht einer Sechs — dazu ist die auslaufende Linie zu kurz — sondern eher einer Schnecke, welche aus ihrem runden Hause ein wenig herausschaut. Dem Lamed ist eigentümlich, daß an seinen senkrechten oder schrägen Strichen sich unten eine zurücklaufende Fortsetzung anschließt. Hier aber erscheint die Fortsetzung des Kreises wie eine senkrechte Tangente, die sich an die Peripherie anschließt. Das paßt nur zum Teth und ist eine allerdings wichtige Übergangsform von seiner ältesten zur späteren Gestalt. Statt des früher zur Unterscheidung vom Ajin in den Kreis hineingezeichneten Kreuzes ist der Kreis mit einem Fortsatz versehen, der schließlich zu der Öffnung des Kreises führte, die dem späteren hebräischen Teth eigentümlich ist.

Wir haben nun gar nicht nötig zu fragen, wo diese Buchstabenform beheimatet ist. Denn sie findet sich in der aramäischen Schrift, wie sie die Stele des arabischen Tema (CIS II 113), Zeile 18, im Grunde ebenso wie ihre Wiedergabe bei Lidzbarski, Handbuch der Nordsemitischen Epigraphik II, Tafel XXVII, zeigt. Daß sie nicht eckig sein muß, folgt aus der Form der Teth in der Quadratschrift, aber auch aus Beispielen im ägyptischen Aramäisch (s. bei Sayce, Aramaic Papyri discovered at Assuan, C Zeile 3. 10, D 7, K 6. 8). Das Lamed dieser Schrift ist ein Haken ohne jede Anlehnung an einen Kreis und kommt also hier gar nicht in Frage. In das Alphabet des arabischen Aramäisch, dem das ägyptische vielfach nahe steht, gehören auch die anderen Buchstaben. Das Waw, das im ägyptischen Aramäisch auch mit dem Auslauf des Häkchens nach oben vorkommt, ist mit dem Resch, das einer Vier gleicht, nicht zu verwechseln. Beth und Jod haben die althebräische Form, und das He ist dem der Quadratschrift sehr ähnlich. Die Inschrift von ʿarāḳ el-emīr, die somit als ṭobijjā gelesen werden muß, gehört zu den Zeugen für das altaramäische Alphabet und wird voraussetzen, daß diejenigen, auf welche sie wirken sollte, diese Schrift lesen konnten. Ihre schöne Ausführung beweist, daß sie nicht nur nebenher entstand, sondern mit bestimmter Absicht eingegraben wurde.

Wer war dieser Tobia, dessen Namen man hier in die Felswand eingrub?

Schwerlich der ammonitische Sklave Tobia, der nach Nehem. 2, 10 um 445 vielleicht ein Beamter des Statthalters von Samarien Sanballat gewesen ist, und an den erinnern könnte, daß die nahe Burgruine von den Arabern ḳaṣr el-ʿabd „Sklavenschloß" genannt wird. Aber der Hyrkanos, welcher nach Josephus, Antt. XII 4, 11 hier um 182 v. Chr. eine Burg mit Tierbildern baute und Felsensäle für seine

Gastgelage anlegte, sich aber nach der Thronbesteigung des Antiochus Epiphanes 175 das Leben nahm, hatte einen Tobia zu seinem Großvater. Man nannte, wie aus Antt. XII 5, 1 zu sehen ist, die Enkel und Urenkel desselben Tobiassöhne, weshalb der Hyrkanos, Sohn des Tobias, von 2. Makk. 3, 11, welcher 176 Geld im Tempel zu Jerusalem deponiert hatte, der Erbauer von ʿarāḳ el-emir gewesen sein könnte. Da die Inschrift in das zweite Jahrhundert v. Chr. paßt und nach ihrem Alphabet eher früher sein könnte als später, hätte also Hyrkanos seinen Ahnherrn, nach dem man das ganze Geschlecht nannte, hier verewigt. Aber da wir seinen jüdischen Namen nicht kennen, ist die Vermutung erlaubt, daß er selbst Tobia hieß wie sein Großvater. Da er als Jüngling am Hofe von Ptolemäus III. (246 — 22) auftrat, möchte man annehmen, daß er um 240 geboren war, und also ein Alter von über 60 Jahren hatte, als er starb. Durch die Frau seines Stammvaters war er mit der Familie der Hohenpriester von Jerusalem verwandt. Um das jüdische Gesetz hat er sich aber wenig gekümmert: wie die anderen „Tobiassöhne" war er wohl der Meinung, daß Anschluß an die griechische Kultur die Forderung der Zeit sei. Doch lehrt die Galerie von rohen Löwenbildern an seiner Burg, die im Grunde recht orientalisch anmuten, daß er keineswegs restlos im Griechischen aufgehen wollte, nannte er doch auch seine Burg Tyros, das heißt, nach dem jetzigen Namen des nahen Tales nicht ṣur, sondern ṣīr, gab ihr also nicht im Stile jener Zeit einen griechischen Namen wie Hyrkaneion. Dazu stimmt die Inschrift welche nicht griechisch, sondern aramäisch abgefaßt ist und, wenn wir mit unserer Vermutung recht haben, absichtlich seinen hebräischen Namen mitteilt. Josephus sagt von ihm, er habe in seiner Burg sieben Jahre „regiert". Er nimmt also an, daß Hyrkanos ein Fürst sein wollte. Ein selbständiges jüdisches Fürstentum sollte hier im ammonitischen Gebiete entstehen. Wenn dies sich nicht aufrecht erhalten ließ, wollte er lieber sterben. Man hat ihn einen Abenteurer genannt, weil er mit der Macht der Seleuziden zu wenig rechnete und vielleicht zu sehr auf die Ptolemäer baute. Er war kein Makkabäer, der um des Gesetzes willen das Leben wagte, sondern ein jüdischer Nationalist, der, wenn sein Fürstentum Bestand gehabt hätte, vielleicht auch nach Höherem gestrebt haben würde. Gottes Weg mit den Juden war der seine nicht, darum sein Untergang, von dem wohl Daniel 11, 14 redet, wenn er sagt: „Söhne von Abtrünnigen deines Volks werden sich erheben, um Gesicht zu erfüllen, aber zu Fall kommen." Dies predigen uns in ʿarāḳ el-emir ebenso die Löwenbilder wie die Tobia-Inschrift.



Von unsern Ausflügen.

Ein fünftägiger Ausflug nach dem Jordantale im Februar 1914[1].

Von Pastor Lic. Wilhelm Möller in Rackith an der Elbe.

1. Nach Jericho.

Ende Januar hatten sich die meisten diesjährigen Mitglieder des Instituts bereits in Jerusalem eingefunden. Montag, den 2. Februar, wurden die Pferde probiert, und Dienstag, den 3. Februar traten wir unsern ersten größeren fünftägigen Ausflug nach Jericho an. Durch Bethanien mit seinen biblischen Erinnerungen reiten wir ohne Aufenthalt hindurch. Von Jerusalem aus wird jeder Gelegenheit nehmen können, das, was man hier als Lazarusgrab, als „Schloß des Lazarus" oder auch als Haus Simons, als Haus der Maria und Martha und endlich als Stein der Begegnung (Joh. 11, 20ff.) zeigt, zu besichtigen. Wir verlassen bald hinter der zuletzt genannten Stelle, den Traditionen des Instituts und den Intentionen seines Leiters getreu, die Straße, die hier in das wādi el-hōd hinabsteigt, um der Wasserscheidenlinie eines Seitentals entlang zu reiten und uns durch den steinigen und unebenen Charakter dieses Wegs, der kein Weg ist, zu überzeugen, daß hier schwerlich jemals ein vielbetretener Saumpfad geführt haben kann, auch um die Überreste einer Klosterruine in Augenschein zu nehmen, von dessen Kirche sich noch deutlich zwei Apsiden abzeichnen. Unmittelbar dabei sehen wir zum erstenmal die mächtigen, zylindrisch auslaufenden Zisternen, die für Palästina so charakteristisch sind. Der Abstieg zur Fahrstraße nach Jericho in das wādi es-sidr hinein ist denkbar schlecht, und die Sonntagsreiter unter uns sind froh, dann wieder gebahnten Weg unter

[1] Vgl. PJB 1914, S. 7ff.

sich zu fühlen. Vergeblich suchen wir die römischen Meilensteine, die früher hier lagen und an die alte Römerstraße erinnerten. Vorbei geht's am chân ḥatrûr, „der Herberge zum barmherzigen Samariter", um oberhalb bei den Resten der mittelalterlichen Burg, der ḳal'at ed-damm, das Mittagsmahl einzunehmen und zum erstenmal einen Eindruck von der eigenartigen Schönheit des Landes zu erhalten. Als einzelne charakteristische Punkte heben sich ab an der Höhenlinie des Landes im Westen der Ölberg mit seinem Turme, als Abschluß der Wüste im Norden die Rücken des râs et-ṭawîl und en-nedschme, in der Ferne am Jordangraben die Spitze des ḳarn sartabe, und im Süden unter den Höhenzügen der Wüste Juda die breite Masse des muntâr. Die scharfe, abwechslungsreiche Linienführung in der Landschaft haben wir dann oft Gelegenheit gehabt zu bewundern.

Biblische Erinnerungen werden wach. Beim chân ḥatrûr, wo die Straße einen Höhepunkt hat, um sich nach beiden Seiten hin zu senken, hat wohl immer eine Herberge gelegen. Und die Erzählung vom barmherzigen Samariter führt in jedem Fall auf die Straße, die von Jerusalem nach Jericho hinabführte (Luk. 10, 30). In dieser Gegend fällt die rote Farbe des Gesteins auf; sie hat der Straße von hier abwärts den Namen ṭal'at ed-damm (Blutsteige) gegeben, in welchem die biblische „Steige Adummim" von Jos. 15, 7; 18, 17 fortlebt. Als David von Jerusalem aus über den Ölberg nach Mahanaim vor Absalom floh (2. Sam. 15, 32 ff.), wird er hier durchgekommen sein, mag die genauere Lage von Bahurim (2. Sam. 16, 5) auch nicht leicht festzustellen sein. Hier kam endlich Jesus auf seinem letzten Zug von Jericho aus vorüber; mag er nun vom chân ḥatrûr aus die Römerstraße benutzt haben, die nördlich von der jetzigen Straße sich abzweigt und südlich vom Bau der Kaiserin-Auguste-Viktoria Stiftung über die Ölbergkette nach Jerusalem führt oder mag er dem Zug der jetzigen Straße gefolgt sein, falls nämlich Bethanien sein nächstes Ziel war; nur hat der Weg die Steigung vor Bethanien natürlich noch nicht in Serpentinen genommen wie jetzt.

Wir führen die Pferde wieder bis zur Straße hinab, benutzen diese eine Strecke lang und kreuzen den Weg, der rechts von en-nebi mûsa herkommt und an seiner Mündung in die Straße einem Kaffeehaus Daseinsberechtigung gibt. Nachdem wir der Straße noch eine Zeitlang gefolgt sind, biegen wir links ins wâdi el-ḳelt ein. Tief hat der Bach, der oberhalb seine Quelle hat, sich sein Bett ausgewaschen in fast rechtwinkligen Kanten. Rechts und links erheben sich die steilen Felsenwände. Wie überall in Palästina ist Vegetation da, sobald und soweit Wasser vorhanden ist. Zypressen und andere Anpflanzungen grüßen aus der

Tiefe herauf. Am gegenüberliegenden Felsen klebt auf halber Höhe schwalbennestartig das Choziba-Kloster, aufgeführt auf den Resten eines im 6. Jahrhundert errichteten Baues. Allenthalben sieht man Leitern emporführen, die wohl in einzelne Mönchsklausen münden, während die am Felsen bezeichneten weißen Kreuze den Weg zu einem Heiligtum andeuten mögen. Wir waren alle von der grandiosen Umgebung überrascht und überwältigt.

Auf dem linken Ufer reiten wir nun das wādi el-ḳelt hinab, unmittelbar unter uns die steile Schlucht, über uns die senkrecht aufsteigenden Wände, in der Nähe alter Aquädukte, etwas erstaunt, daß man solche Wege reiten kann. An den Rändern jenseits stehen Ruinen, möglicherweise an der Stelle der früheren Kastelle Thrax und Tauros. Dort verfolgen wir auch mit dem Auge deutlich zwei Aquädukte übereinander, die in hellenistischer Zeit das Wasser der in demselben Talzug, nur weiter oberhalb fließenden Quellen von el-kauwār und ʿēn fāra gleichfalls der Jerichoebene zuführten und ihr Bewässerungsgebiet vergrößerten.

Beim Heraustreten aus dem Tal lag das Tote Meer, das Jordantal und das nahe neue Jericho vor unsern Blicken ausgebreitet. Wir bogen am Rand des Gebirges nach Norden um, um zunächst zum alten Jericho zu gelangen, das durch die von Sellin und Watzinger geleiteten Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft bloßgelegt ist. Nachdem wir uns durch eine Tasse türkischen Kaffee bei der jetzt in zwei Bassins eingefaßten Sultanquelle gestärkt haben — sie war es jedenfalls, die der Prophet Elisa nach der Erzählung 2. Kön. 2, 19ff. durch hineingeworfenes Salz trink- und verwendbar machte —, besichtigen wir das Ausgrabungsfeld. Wir beginnen mit der ausgedehnten Hausanlage im Südosten. Ist sie etwa das Haus der Hure Rahab auf der Stadtmauer (Jos. 2, 15), das im 4. Jahrhundert dem Pilger von Bordeaux und im 7. Jahrhundert dem Arkulf gezeigt wurde? Oder ist sie Palast und Burg Hiels, der die Stadt zu Ahabs Zeit trotz des bei ihrer Zerstörung auf sie gelegten Fluches wieder baute und dabei seinen ältesten und jüngsten Sohn verlor (vgl. 1. Kön. 16, 34 mit Jos. 6, 26). Wir gehen weiter nach Nordwest und steigen in einem tiefen Graben bis in die prähistorische Schicht hinunter. Ziemlich voreilig hat man hier drei größere Steinblöcke, von denen zwei Napflöcher enthalten, für Dolmen mit Libationsgelegenheit erklärt, obwohl weder der Dolmencharakter der Orthostaten noch der Spendezweck der Schalen irgendwie beweisbar oder auch nur wahrscheinlich zu machen ist[1].

[1] Genauere Beschreibung s. PJB 1913, S. 19f.

Das Interessanteste an den Ausgrabungen sind die Reste einer zweifachen inneren und einer äußeren Mauer. Darüber, daß die innere, der noch eine Parallelmauer vorgezogen ist, aus kanaanitischer Zeit stammt, ist kein Streit. Hoch ragt sie an ihrer Nordwestecke empor. Das war also die Mauer, deren wunderbaren Einsturz Jos. 6 erzählte. Noch imposanter ist aber die äußere Mauer, die besonders im Norden einen mächtigen Unterbau aufweist und in gewaltiger Böschung nach außen dem Druck von oben begegnet. Von den Ausgräbern selbst wurde auch sie im Anfang für kanaanäisch angesehen. Dann haben sie sich, und andere, ihnen folgend, aber dahin entschieden, sie für Hiels Befestigung zu erklären (s. 1. Kön. 16, 34 und oben). Wir neigen übrigens mit Vincent der Annahme zu, daß die frühere Anschauung die richtige war und daß die gesamte Anlage eine einheitliche Befestigung aus kanaanitischer Zeit darstellt.

Wir erinnern uns nun noch, daß hier in Jericho eine Prophetenschule existierte (2 Kön. 2, 5), und daß von hier aus Elias sich zu seiner Himmelfahrt anschickte (s. unten). Die Ausgrabungen haben bestätigend ergeben, daß sich hier im Osten die israelitische Religion reiner erhielt und bildliche Darstellungen der eigenen Gottheit ablehnte.

Die Residenz des Herodes lag weiter südlich. An einem der nächsten Tage sowie bei der Rückkehr von der Zeltreise ritten wir an den vermutlichen Resten aus dieser Zeit vorbei, an einer vermeintlichen Theateranlage, an dem Sammelbecken eines der oben angedeuteten Aquädukte, an dem Palast mit seinem netzartigen Mauerbau (opus reticulatum). Lag hier also das neutestamentliche Jericho, so denken wir daran, daß Jesus von hier aus seine letzte Reise antrat (Luk. 19, 28), daß hier Zachäus seinen Wohnsitz hatte (Luk. 19, 1 ff.), dessen Haus im neuen Jericho gezeigt wurde, ebenso wie die Sykomore die er bestieg, daß endlich Jesus vor Jerichos Toren einen oder mehrere Blinde heilte (Luk. 18, 35—43).

Wir verlassen das alte Jericho, um unserm Standquartier für die nächsten Tage, dem Hotel Bellevue im neuen Jericho, zuzueilen. Der Ritt geht hindurch durch Orangen- und Bananengärten, deren Grün längst unser Auge erquickt hatte. Noch stehen einzelne zusammengeballte Wolken über den gegenüberliegenden Bergen, ein Regenbogen ist sichtbar: die Sonne setzt gleichzeitig die ganze östliche Landschaft in ein helles Licht, und die im Schatten liegende Bergkette im Westen hebt sich scharf und klar ab. Ein erster inhaltsreicher und eindrucksvoller Tag liegt hinter uns.

2. Zum Toten Meer.

Mittwoch, der 4. Februar, gilt einem Ausflug nach dem Toten Meer. Schon vom Ölberg aus gesehen, wirkt die Entfernung dorthin längst nicht so groß, wie sie wirklich ist, und bei unserm heutigen Ritt auf das Tote Meer zu und später an ihm entlang hat man den Eindruck, als komme man nur schneckenmäßig vorwärts. In der Wüstenlandschaft, wo bekannte Gegenstände wie Bäume oder Häuser nicht vorhanden sind, wo also ein Vergleich mit in ihren Größenverhältnissen uns vertrauten Dingen unmöglich ist, fehlt zunächst jede richtige Schätzung der Entfernung gerade wie etwa im Hochgebirge. Nach ungefähr anderthalbstündigem Ritt biegen wir rechts ein in das wādi debr, ein Tal tief gerissen wie das wādi el-ḳelt, aber wilder zerklüftet und durchschluchtet. Da strahlender Sonnenschein ist, und wir bis zur Aufklärung des weiteren Weges etwas warten müssen, werden zahlreiche Aufnahmen gemacht. Auf beschwerlichem Pfade gelangen wir unter Führung eines in der Nähe Bethlehems beheimateten Beduinen wieder aus dem Tale hinaus und besuchen die Ruine chirbet ḳumrān. Hier werden wir zum erstenmal wie später so oft mit der Vermessung der Trümmerstätte beschäftigt, deren Herkunft zweifelhafter Natur ist, die aber wohl frühestens auf die byzantinische Zeit zurückgeht. Die zahlreichen Gräber auf dem Friedhof an der Ostseite freilich können weder christliche noch moslemische sein, da sie nicht wie diese orientiert sind, sondern sämtlich von Norden nach Süden laufen. Nur ein einzelnes Grab inmitten der Ummauerung hält die westöstliche Richtung inne. Beim Abstieg, der den steilen Abfall in Höhe von 50—75 m und die eigentümlichen Mergelbildungen des Hügels der Ruine uns zeigt, bekommen wir zum erstenmal einen Eindruck von den Resten des Meeresbodens zu verschiedenen Zeiten, die durch die weitere Arbeit des Wassers merkwürdig durchfurcht sind und abenteuerlichen Gestaltungen zur Form verhelfen, aber immer mehr zusammenschmelzen, etwa wie eine ungeschützte Nordseeinsel unter dem Einfluß des Meeres.

Das Mittagsziel ist die Quelle von el-feschcha[1], unmittelbar nördlich von dem nördlichsten der Felsvorsprünge, in denen das Gebirge bis unmittelbar an das Meer herantritt und den Weg an ihm entlang versperrt. Ursprünglich ergoß sich hier ein Quellbach nach längerem Laufe ins Meer. Jetzt hat sich nach dem Steigen des Wasserspiegels im See ein ziemlich bedeutendes Quellbecken gebildet, das einen Süßwasserteich darstellt, da er durch einen Damm vom Salzmeer abgetrennt ist. Es bietet sich uns ein ungemein liebliches Bild dar. Die Vegetation,

[1] S. das Bild PJB 1914, Abb. 1.

das über 5 m hohe Schilf, welches die Küste weithin einfaßt, der lachende Sonnenschein passen schlecht zu der düsteren Vorstellung, die wir uns daheim vom Toten Meer gemacht haben. Zwar sagt uns Prof. Dalman: Am Nordende sei der Eindruck anders, auch lagere sonst oft dichter Dunst über dem Wasserspiegel. Wir haben es damals und wieder bei unserm Biwak bei 'en dschidi und bei der Rückkehr von der Zeltreise in seiner trüben Stimmung nicht zu sehen bekommen. In seiner grandiosen Umgebung und in seiner gewaltigen Ausdehnung, die die des Genfer Sees noch übertrifft, hat es mich immer wieder an einen See der Hochgebirgswelt erinnert. Da die Höhen im Osten bis über 1200 m ansteigen, der Spiegel aber fast 400 m unter der Meereshöhe liegt, so ergibt das den ansehnlichen Abfall des Gebirges zum See bis zu 1600 m.

Wir nehmen ein Bad und erfahren es, was wir so oft gehört, daß man nicht untergehen kann, überzeugen uns auch von dem nicht nur salzigen, sondern widerlich bitteren, öligen Geschmack, bringen aber diesmal keine Salzkruste mit wie später bei 'en dschidi, da der Rückweg erst durch das Süßwasserbassin führt. Wenig Gedanken machen wir uns über vier Männer mit Flinten, die sich uns schon kurz vorher zugesellt hatten und zum Teil mit uns badeten. Erst am Abend hören wir, daß sie nach der Anschauung unseres Führers jedenfalls lichtscheues Gesindel waren, die von ihrer Heimat in der Wüste südlich von Palästina ihre Streifzüge in das Land hinein machen, um zu nehmen, was sich ihnen bietet. Waren wir in geringerer Anzahl, so wären wir vermutlich um unsere Pferde und sonstigen Habseligkeiten gekommen. Unser Führer hatte sich darüber gewundert, daß wir so arglos waren und unsere Tiere nicht aufmerksamer bewachten. Bei ihrem Abschied gaben uns übrigens diese zweifelhaften Gesellen noch eine kleine Schlußvorstellung, indem sie aufeinander losgingen, mit ihren Flinten knallten und einen scheinbaren Kampf vorführten.

Den ganzen Tag über beschäftigen uns aber innerlich die Geschichten, die für uns von Jugend auf mit dem Toten Meer verknüpft sind; vom Südende winkt zudem der dschebel usdum herüber, der mit seinem Namen Sodom verewigt. Auch bei den Arabern fehlt es nicht an Geschichten, die an die biblische Erzählung anklingen. Während sie sonst die bint lūṭ (Tochter Lots), ein Kalksteinerosionsgebilde mit einem Kind und einem Hund, auf der Ostseite zeigen, erzählt unser heutiger Begleiter von einem Weibe auf der Westseite, das zu Stein erstarrte, als es auf der Flucht vor dem aufquellenden Meer sich umsah[1].

[1] Z. PJB 1914, S. 25.

Das Tote Meer ist ständig im Steigen begriffen und steht heute 1—2 m höher als bei der Aufnahme der englischen Karte in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Ob es sich bei der Erscheinung um eine periodische Veränderung in der Niederschlagsmenge handelt oder um die natürliche Wasserverdrängung infolge zugeschwemmten Lisanbodens, ist eine strittige Frage. Vor kurzem war im Norden noch eine Halbinsel sichtbar, die dann zur Insel wurde, nun aber ganz verschwunden ist. Vor hundert Jahren existierte im Süden noch ein Landstreifen von 100 m Breite, der jetzt nicht mehr vorhanden ist. Einst aber war der ganze südliche Teil, der auch jetzt nur ein ganz seichtes Becken ist, fruchtbares Land, das von Osten her durch eine Anzahl perennierender Bäche bewässert werden konnte (s. PJB 1908, S. 84f.).

Unser Weg führt uns zurück nordwärts am westlichen Seeufer entlang. Die Pferde schleppen sich und uns mühsam durch den Sand. Ziemlich viel Holzreste liegen umher, die von den Wäldern im Osten, die beim Steigen des Sees ins Wasser zu stehen gekommen sind, losgerissen und hier angeschwemmt wurden. Auch Schilfpartien tauchen immer wieder auf. Am „Hôtel sur la mer", wie wir es nennen, einer erbärmlichen Kaffeebude, die aber zu unserm Leidwesen geschlossen ist, biegen wir nach Norden um. An dieser Stelle liegt das Wrack eines alten Segel- — und dann Motorbootes, mit dem man vor kurzem noch den Verkehr auf dem See zu beleben hoffte.

Gedacht sei noch eines Intermezzos. Unser Begleiter war mit seinem Lohn, den er in Gestalt von 2 Frank erhielt, nicht zufrieden; auch war ihm wohl das Geldstück als solches nicht sehr vertrauenerweckend. Genug er fiel dem Roß unseres Leiters in die Zügel, und erst eine erneute milde Sammlung unter uns in türkischer Münze konnte seinen Unwillen beschwichtigen. Wir aber ritten in gestrecktem Galopp unserm Quartiere zu. Aus der Ferne grüßt die Auguste-Viktoria-Stiftung von der Ölbergkette her zu uns hernieder. Noch später aber scheinen uns dieselben Sterne, die herniederschauten, als das Land seine unvergleichliche Geschichte durchlebte.

3. An den Jordan.

Donnerstag, den 5. Februar, steigen bei dem Tagesplan Bilder aus den verschiedensten Perioden der heiligen Geschichte vor unserm geistigen Auge auf. Wir gehen über den Jordan beim Johanneskloster, etwa $1^1/_2$ Stunden von Jericho entfernt. In dieser Gegend muß der wunderbare Übergang der Israeliten gesucht werden. Die letzte Station ihrer Wanderung lag im Gefilde der Moabiter gegenüber von Jericho

bei Sittim oder Abel Sittim (4. Mos. 33, 49), vermutlich dem heutigen tell kefren entsprechend. Und zwischen dem Jordan und Jericho lag Gilgal, wo die zwölf Steine aus dem Jordan zum Andenken an den Durchzug aufgerichtet wurden (Jos. 4, 19f.)[1]: hier wurde das Geschlecht der Wüstenwanderung beschnitten (5, 8f.) und das Passah gefeiert (5, 10ff.); hier war für längere Zeit das Standquartier Israels (9, 6), und von hier aus wurden also die Eroberungszüge nach Jericho (Kap. 6) und Ai (Kap. 7f.) unternommen. Wohl in Erinnerung an die mosaische Zeit findet der wunderbare Übergang des Elia über den Jordan vor seiner Himmelfahrt, da er mit dem Mantel das Wasser zerteilte, an dieser Stelle statt, wie ja auch sonst die Geschichte dieses Propheten in der Wanderung an den Horeb und in der göttlichen Erscheinung daselbst (1. Kön. 19) an Mosis Zeit anklingt. Der letzte Weg des Propheten ging jedenfalls von Jericho aus (2. Kön. 2, 4ff.), und gegenüber auf dem östlichen Jordanufer zeigte man am Ende des wadi el-charrär die Stelle, von der aus er gen Himmel fuhr. An sich würde diese letztere Gegend sich auch für den Aufenthalt des Propheten am Bache Kerit (1. Kön. 17, 3ff.) eignen, doch fehlt für ihn außer der östlichen Richtung und der Angabe, daß er in den Jordan floß, jede nähere Angabe, weshalb man ihn an allen möglichen Stellen des Heiligen Landes lokalisiert hat. Endlich aber und vor allem wird in dieser Gegend am Jordan die Taufstelle Jesu gesucht. Wir haben also für diesen Tag wieder ein reiches Programm vor uns.

Zunächst besichtigten wir nicht weit von Jericho ein Beduinenzelt, nach Westen zu geöffnet, schon von weitem an seiner trapezartigen Gestalt und schwarzen Farbe kenntlich, mit der einen Abteilung der Frau und den Kindern, mit der andern dem Mann und den Gästen dienend. Sodann erfreute uns auf dem Wege eine Schar kleiner und halbwüchsiger Mädchen mit einer „Fantasia". Sie besteht in einem reigenartigen Gesang, wie er auch bei Hochzeiten beliebt ist, bei dem sie unter äußerst graziösen Bewegungen in die Hände klatschen. Nun reiten wir nach dem traditionellen Gilgal, eine gute halbe Stunde von Jericho entfernt, schon von weitem kennbar an einer Gruppe von Tamarisken, die in der Entfernung wie ein einziger Riesenbaum wirken und ein vorzügliches Orientierungsmittel abgeben. In byzantinischer Zeit stand in Gilgal eine Kirche mit zwölf gewaltigen Steinen, so daß man sich wunderte, daß die Israeliten sie vom Jordan so weit haben tragen können. Zu weit von Jericho darf anderseits Gilgal nach den Angaben des Josephus auch nicht gesucht werden. Doch

[1] Vgl. PJB 1919, S. 5ff.

könnte man wohl noch 25 Minuten weiter nach Osten gehen, wo südlich von Ruinenresten im unteren wādi ḳelt die Quelle ʿēn el-ḳarabe entspringt. Wir ritten eine Strecke lang im Bachtal selbst durch Euphratpappeln hindurch und ließen ein Bild von uns aufnehmen, bei dem Professor Dalman auf die Quelle zeigt, wir im Kreise um ihn herumstehen und einige neugierige Beduinenfrauen sich uns zugesellt haben[1]. Nach einer weiteren guten halben Stunde setzen wir beim Johanneskloster im Kahn über den Jordan und kommen alsbald zu den Resten eines alten kleinen Gebäudes, das auf einem vierfachen Gewölbe ruht und von Professor Dalman trotz des bis an die Knie reichenden Schlammes tapfer vermessen wird. Nicht weit davon in östlicher Richtung steht ein griechisches Heiligtum, in dem noch vier Akanthuskapitäle liegen. In der byzantinischen Zeit hören wir nun von einer Kapelle, welche wegen des Hochwassers des Jordans auf Gewölben ruhte[2]. Haben wir in dem zuerst beschriebenen Gebäude und in den Kapitälen Reste aus jener Zeit? Hat dann die Taufe vielleicht hier stattgefunden und nicht 20 Minuten unterhalb an der traditionellen Stelle, an der heute noch am 6. Januar (des julianischen Kalenders) das große griechische Taufffest stattfindet? — Wir haben auch diese letztere Stelle auf beiden Seiten des Jordans besucht. Steil fällt die Mergelwand auf der östlichen Seite ab, und tief hat der Jordan in sie eingeschnitten. Wohl ist früher an dieser Stelle auch eine Furt gewesen, und es ist bis heute nicht unmöglich, von hier aus weiter nach mādaba zu gelangen. Immerhin ist der Weg an der hängenden Wand vorbei sehr unbequem. Auch verändert der Fluß an dieser Stelle, an der er fortwährend vom Ufer abspült, sein Bett beständig. Die Griechen vermuten jedenfalls jetzt die Taufstelle 20 Minuten oberhalb in der Nähe des Johanneskl.sters in der oben beschriebenen Gegend, wenn sie auch noch nicht den Mut haben, den jetzigen Taufplatz zu verlegen. An sich könnte natürlich auch hier der Übergang der Israeliten stattgefunden haben; der Name ḳaṣr el-jehūd (Judenburg), der mit dem Johanneskloster verbunden ist, könnte eine derartige Tradition noch andeuten. Landschaftlich ist der jetzige Taufplatz übrigens eine der malerischsten Stellen des ganzen Jordantals. Nur meldete sich bei uns der Magen, als wir um 2 Uhr nach halbstündigem Marsch im Sonnenbrand durch die endlosen Mergelbildungen hindurch endlich auf der steilen Wand am Ostufer des Flusses standen und mit dem Kompaß feststellten, in welcher Himmelsrichtung sich unser Mittagbrot befand, das wir in den Satteltaschen am Johanneskloster zurückgelassen hatten. Eine Kolokynthe

[1] S. PJB 1914, Abb. 2.

[2] S. Dalman, Orte und Wege Jesu, S. 87.

fiel uns in dieser Gegend in die Hand, eine der Zitrone ähnlich gestaltete Frucht, die uns an die Geschichte aus Elisas Zeit 2. Kön. 4, 38 ff. erinnerte, aber unsern Hunger freilich nicht stillen konnte.

Am Nachmittag besuchten wir die Taufstelle von der Westseite aus und nahmen dann den Rückweg über die Anlagen der griechischen Mönche an der Kadschla-Quelle, die wohl dem biblischen Bethhogla (Jos. 15, 6) entspricht. Wir staunten über eine haushohe Sykomore, die erst fünf Jahre zählte; im Garten haben die Mönche ein kleines Paradies geschaffen. Wir sehen Feigen, Dattelpalmen, Zypressen, Wein, japanische Mispeln, alles in einer Frische und Üppigkeit, wie es in dem dürren Land doppelt überrascht.

4. Nach der ʿödscha-Quelle und dem Versuchungsberge.

Freitag, der 6. Februar, ergänzte unsere schon am ersten Tag gewonnene Kenntnis von dem Bewässerungssystem Jerichos und seiner Umgebung. Das Gebiet der Stadt wurde nicht nur durch die Sultansquelle und die aus dem wādi el-kelt kommenden Aquädukte versorgt. Auch vom Norden her wurde das Wasser von der eine halbe Stunde abliegenden dūḳ-Quelle in einer Leitung der Gegend der Stadt zugeführt; und verstärkt wurde diese durch eine Ableitung aus der noch ein paar Stunden weiter nördlich entspringenden ʿödscha-Quelle. Endlich fließt eine dritte Quelle, ʿen en-nueʿeme, dicht bei der dūḳ-Quelle; sie führt ihr Wasser etwas weiter nördlich zu Tal, ihr Bächlein wird von der von der dūḳ-Quelle herkommenden Wasserleitung in einem imposanten, drei Etagen hohen Aquäduktbau überbrückt.

Unser nächstes Ziel war die ʿödscha-Quelle, $2^1/_2$ Stunden von Jericho in nordwestlicher Richtung entfernt. Wir ritten zuerst auf der alten Römerstraße, die von Jericho nach eṭ-ṭaijibe (Ephraim) führte und in ihrem weiteren Verlauf den Anschluß an die Nord-Südstraße des Landes vermittelte. Wir kamen vorüber an zahllosen Steinhaufen, aufgerichtet zum Zeugnis von denen, die von hier aus das Moses-Heiligtum im Süden zum erstenmal sahen; weiter an Imām ʿAlī's Grabheiligtum, an dem zu Ehren des Heiligen Stöcke und Fahnen angebracht waren, und dessen Schutz man Geld, einen Ring und ein Eselgeschirr anvertraut hatte. Vielfach sehen wir sodann Spuren alter Terrassenkulturen und künstlicher Bewässerung, wo heute kein Gras wächst.

Nach einigen Stunden erreichen wir jenseits des Bettes des ʿödscha-Baches einen Beduinenfriedhof mit einem Schechgrab auf einem Hügel, der möglicherweise der alten Ortslage von Naaran (1. Chr. 7, 28) ent-

spricht[1]. In dem Verkehr mit den Beduinen, die wir hier trafen, bewunderten wir, wie so oft, den Anstand des Auftretens, die Schönheit der Bewegungen, die Höflichkeit des Benehmens. Sie sind mit ihrem Kinderreichtum und in ihrer enthaltsamen Lebensweise ein Volk, das einen innerlich gesunden und lebensfähigen Eindruck macht.

Wir ritten hinauf zu dem Hügel der oberen chirbet el-ʿōdscha[2], deren sichtbare Trümmer schwerlich alt sind. Sodann gelangten wir auf Umwegen nach etwa einer Stunde zur Quelle des ʿōdscha-Baches und lagerten uns dort zur Mittagsrast. Das Quellbassin ist etwa 8 m breit. Von allen Seiten umgab uns eine großartige Felsszenerie. Üppigstes Grün erfreute das Auge, wenn es sich auch meist um Brennesseln, Judendornsträucher, wilde Feigen und unechte Sodomsäpfel (Solanum sanctum) handelte. Mit letzteren machte ich eine höchst unangenehme Bekanntschaft. Indem ich die gelbe Frucht von der Größe einer kleinen Aprikose zerdrückte, spritzte mir der ätzende Saft mit großer Gewalt in beide Augen. Obwohl ich sie sofort an der Quelle kühlte, war ich eine Viertelstunde lang nicht imstande, sie zu öffnen. Erst nach Stunden konnte ich wieder ohne Schmerzen sehen, und noch tagelang kam aus dem Auge eine gelbliche Flüssigkeit, sei es Eiter oder noch Saft von der Frucht.

Obwohl die ʿōdscha-Quelle so kräftig fließt, ist es sehr fraglich, ob sie den Jordan erreicht. Prof. Dalman erzählt uns, daß der Bach in einem früheren Jahr schon am 13. April bei chirbet ʿōdscha et-taḥta kein Wasser mehr enthielt.

Rückwärts reiten wir nach der dūḳ-Quelle, in deren Nähe der Makkabäer Simon von seinem Schwiegersohn Ptolemäus bei einem Mahl meuchlings ermordet wurde (1. Makk. 16, 15 ff.)[3], von hier an an der oben erwähnten Wasserleitung entlang bis zum Fuß des ḳarantal-Berges[4], an dem Zypressen die Siedelung griechischer Mönche verraten. Von der halben Höhe des Berges winken die blauen Balkone des hier in den senkrecht abstürzenden Felsen eingebauten Klosters. Es ist ein prachtvolles Ineinander von Natur und Kunst, von Felsengrotten, Durchgängen und Bauten. Wie der Name ḳarantal (von quaranta „vierzig") schon an die Versuchungsgeschichte erinnert, so wird dort oben ein Fußabdruck Jesu

[1] So meinte auch ich früher; aber die Auffindung einer Synagogeninschrift in der Gegend der dūḳ-Quelle spricht wohl entscheidend für diesen Punkt. S. Klein, Jüdisch-palästinisches Corpus Inscriptionum, S. 69 ff. D.

[2] PJB 1914, Abb. 5.

[3] Über die Lage der Burg Dok, wohl auf dem Gipfel des ḳarantal-Berges, PJB 1914, S. 16 f.

[4] Ebenda Abb. 6.

gezeigt, der sich in den vierzig Tagen, die der Versuchung vorangingen, hier aufgehalten haben soll und sich nach der überstandenen Anfechtung von den Engeln dienen ließ. Daran erinnert die Inschrift in einer Kapelle, die über dem Felsen mit Jesu Fußspur errichtet ist.

Die Klosterkirche zeigt die charakteristische Anlage der griechischen Kirchen überhaupt, in denen die breite Bilderwand, die den Aufenthaltsort der Priester abtrennt, besonders auffällt. Durch ihre Türen werden beim Gottesdienst Evangelium und Sakrament in feierlichem Umzug getragen.

Wir ersteigen nun noch die Höhe des Berges, der mit einer Mauer gekrönt ist, die ihn weithin kenntlich macht. Oben finden sich Reste einer alten Kirche, und eine neue ist im Bau. Während früher der Zugang unendlich beschwerlich war, führt jetzt ein zwar steiler, aber völlig hergerichteter Promenadenweg hinauf. Hier oben, etwa 350 m über Jericho und 500 m über dem Toten Meer, eröffnet sich uns erst bei Sonnenuntergang und dann bei Mondschein eine überwältigende Aussicht hinunter auf das Jordantal, das Tote Meer und die Oase von Jericho, hinüber zu den gegenüberliegenden Bergen des Ostjordanlandes, aber auch auf die zurückliegende Landschaft des Westjordanlandes, die in flammendem Glanz erstrahlte. Neben der Linienführung der Berge gehören solche Beleuchtungseffekte zu den Hauptschönheiten des heutigen Palästina.

5. Über Michmas zurück nach Jerusalem.

Der letzte Tag, Sonnabend, der 7. Februar, erschien uns mit dem langen Wüstenritt vorbei an den vermutlichen Resten des herodianischen Jericho (s. o.) bis hin zum räs eṭ-ṭawīl, wo wir Mittagsrast hielten, und weiter durch zum Teil angebautes Gelände über Michmas und Geba nach Jerusalem zunächst am wenigsten ertragreich. Auch waren wir doch wohl alle etwas ermüdet, da wir, des Reitens meist ungewohnt, durchschnittlich sieben Stunden täglich im Sattel zugebracht haben mochten, aber auch abgesehen davon doch den ganzen Tag von früh $^1/_2$7 Uhr an mit höchstens einstündiger Mittagspause in Anspruch genommen waren und Eindruck auf Eindruck in uns aufgenommen hatten, die Abende endlich auch noch durch die wissenschaftlichen Rückblicke auf das, was wir am Tage gesehen hatten, ausgefüllt wurden. Erst die nachfolgende Exegese unsres Leiters zeigte uns, wie auch dieser Weg des Beachtenswerten genug bot. Ihn war vor allem einst Josua nach Ai gezogen, wenn er auch vor dem räs eṭ-ṭawīl nach rechts abgebogen sein wird. Aber auch Elia und Elisa wanderten hier von Bethel hinab nach Jericho,

und der vereinsamte Elisa wieder dorthin hinauf (2. Kön. 2). Zwischen Michmas und Geba passieren wir das wādi eṣ-ṣuweniṭ, das wieder tief eingeschnitten ist und uns die Situation im Philisterkrieg (1. Sam. 13 f.) sowie Jonathans kühnen Handstreich (1. Sam. 14) vergegenwärtigt. Vor allem aber wird uns der in Jes. 10, 28 ff. beschriebene Zug des Assyrers klar, der durch die Nennung von Ajath (= Ai), Michmas, Geba hinlänglich genau bestimmt ist. Die Idee des Zugs, der von der Hauptlinie auf Jerusalem nach Osten zu abzubiegen schien, wird verständlich, wenn Jerusalem getäuscht und überrascht werden sollte. Der Assyrer biegt nur scheinbar nach Osten aus, in Wirklichkeit wendet er sich auf unbequemem Weg von Michmas nach Jerusalem zurück[1].

Gegen 5 Uhr zogen wir wieder in Jerusalem ein. Während es hier längere Zeit dauerte, bis man sich äußerlich und innerlich zurechtfand, hatte dieser erste Ausflug ins Land hinein uns zu einer schnellen Orientierung verholfen. Sie hatte uns vor allem einen überwältigenden Eindruck gegeben von den verschiedensten Perioden der reichhaltigen und einzigartigen Geschichte, die sich auf so engen Raum zusammendrängt. Unser aller Herzen aber waren voll Dank dafür, daß wir mit unsern Augen Stätten dieser Geschichte hatten sehen dürfen, wenn auch manche Unsicherheit uns davor warnte, uns mit unsern Gefühlen zu fest auf genaue Lokalisierung einzelner Momente dieser Geschichte einzustellen. Die großen Grundzüge ihrer Wege stehen fest und verwoben sich uns mit den biblischen Berichten zu einem unvergeßlichen Bilde.

[1] Vgl. die ausführliche Erörterung PJB 1916, S. 37 ff.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

BINDING LIST NOV 1 1931

SERIAL